1,60 DM / Band 250
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

NEU

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Pandoras Botschaft

Band 250

Mit vielen Aufklebern

Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1100 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Schweden kr 5,- i.m. / Spanien P 90

Pandoras Botschaft

John Sinclair Nr. 250

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 19.04.1983

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Pandoras Botschaft

Die Nacht war für grausame Taten wie geschaffen! Nicht nur die Dunkelheit allein sorgte dafür, auch der mörderischen Sturm, der über das Meer tobte. Er ließ die Wellen zu haushohen Brechern wachsen und schleuderte sie gegen die Küste der zahlreichen Inseln. Urgewalten des Meeres schien der Sturm freigesetzt zu haben. Ein Donnern und Krachen erfüllte die Luft. Die Schiffe, die jetzt nicht die schützenden Häfen angelaufen hatten, waren rettungslos verloren.

Das Wasser war gierig. Es schäumte, donnerte, quirlte, brauste, und eine Welle versuchte die andere zu übertrumpfen. Mit dem Sturm kam das Gewitter. Unmeßbare Kräfte tobten am Himmel. Sie zerrissen die gewaltigen Wolkenberge in zahlreiche Teile, und der heulende Sturm schleuderte die Wolken nach allen Seiten weg, riß weitere Lücken in sie hinein, wo das fahle Grau eines Himmels durchschimmerte und manchmal ein paar einsam stehende Sterne preisgab. Ein Wetter wie die Hölle!

Sie selbst schien ihre Pforten geöffnet zu haben, um Göttervater Zeus die Leviten zu lesen.

Die Nacht der Gewalten, die Nacht der finsteren Dämonen. Himmel und Erde waren zu einer gewaltigen Wasserwand vereint, die nur hin und wieder von stürmischen Wirbeln und Böen zerfetzt wurde.

In einem nahezu gleichmäßigen Rhythmus rollten die Wellenberge gegen die zahlreichen Inseln an. Die kleineren von ihnen verschwanden unter den Wassermassen. Das Meer überspülte sie kurzerhand, um sie anschließend wieder freizugeben, denn dann tauchten sie wie geisterhafte Wesen aus den Fluten wieder auf.

An den großen Inseln rannten sich die Wellenberge fest. Dort wurden sie gebrochen, aufgeteilt, zerrissen in lange, schaumige Streifen, die jedoch nicht aufgaben, sich wieder zu Wellen vereinigten, um erneut gegen die felsigen Küsten geschleudert zu werden.

Auf einer der Inseln war es besonders schlimm. Hier tobte sich das Unwetter mit seiner gesamten Macht aus. Hier wütete der Orkan wie ein irrer Dämon. Er zerrte an dem kargen Gras, knickte verkrüppelte Bäume, schleuderte Steine, Sand und Erde in die Höhe, wobei die gewaltigen Staubschleier fast bis in die tiefhängenden Gewitterwolken hineinrasten. Ununterbrochen krachte der Donner. Blitze rissen die Wolken auf, als hätte jemand mit einer gewaltigen Axt dazwischengeschlagen.

Dann folgte der Regen.

Das Wort konnte man eigentlich dafür nicht gebrauchen. Eine wahre Sintflut fiel aus den Wolken, ein unendlicher Wasservorhang, der nie abzureißen schien. Eine Hölle aus Regen, Sturm, Donner und Blitzen entlud sich über dem Meer.

Der trockene Boden der Inseln wurde aufgeweicht. Wo die Hänge lagen, jagte das aus den Wolken fallende Wasser wie mit gewaltigen Trommelschlägen zu Boden. Es wühlte die Erde auf, umspülte sie und verursachte riesige Erdrutsche.

Die Massen bewegten sich auf den schrägen Hängen dem Meer zu. Sie rissen alles mit, was nicht den nötigen Halt hatte. Selbst Bäume konnten ihnen nicht widerstehen. Das Wasser, vermischt mit brauner, lehmiger Erde, tat, was es wollte. Krater entstanden. Blitze jagten über den Himmel. Die hellen Pfeile spalteten die Wolken, und sie jagten nicht nur in das Meer, sondern auch den Inseln entgegen.

Ein Blitz setzte besonders hohe Energie frei. Wie ein gewaltiger Faustschlag fuhr er in den Boden der großen Insel, riß ihn auf und hinterließ einen Krater.

Gleichzeitig begann die Erde zu beben. Unterirdische Kräfte begannen sich zu rühren, konnten sich endlich entfalten, wühlten den Boden von innen auf und sorgten dafür, daß all der Dreck und der Lehm in die Höhe geschleudert wurden, um sich mit dem Regen zu

vermischen. Ein Mensch wäre geflüchtet. Er hätte so schnell wie möglich versucht, sich in Sicherheit zu bringen, und dennoch gab es jemanden, der sich auf der Insel aufhielt.

Ein Mensch? Oder ein Gott? Vielleicht eine Mischung aus beiden? Auf jeden Fall eine Gestalt, die übergroß wirkte und nur mehr ein Schatten innerhalb des gewaltigen Wasservorhangs war. Ein Schatten, der sich allmählich herauskristallisierte und sich aus den dunstigen Massen hervorschälte, aber immer verschwommen blieb.

Der Schatten war erschienen, um eine Aufgabe zu erfüllen. Er hatte auf diese Stunde und dieses Wetter gewartet, denn nur wenn die Götter zürnten, konnte er seiner Aufgabe gerecht werden.

Am Rande des Kraters blieb der Schatten stehen. Er hatte seinen Kopf gesenkt und schaute in die Tiefe. Dort brodelte und kochte es. Lehm, Wasser, Hitze und Dampf vereinigten sich zu einem mörderischen Hexenkessel, der an ein Maul erinnerte, das alles verschlingen wollte. Aus dem Innern der Erde drückten die Kräfte. Gigantisch und titanenhaft versuchten sie, das zu zerstören und an die Oberfläche zu bringen, was vor Tausenden von Jahren entstanden war.

Es mußte aus der Tiefe aufsteigen, das Schicksal hatte es so bestimmt.

Und es kam.

Die einsame Gestalt am Rand des Kraters sah, wie das Wasser noch mehr aufgewühlt wurde und schäumte. Ein Sog entstand, der jedoch nicht nach innen gerissen wurde, sondern in die entgegengesetzte Richtung, und der seine gewaltigen Massen wie das Maul eines Riesen ausspie. Aus dem Erdinnern der Insel holte er Lehm, Wasser und Dampf. Die drei Dinge vermischten sich zu gewaltigen Klumpen, die der Druck bis in die Wolken hineinschleuderte, wo er sich zu einem Pilz ausbreitete, bevor er wieder zurück auf die Erde fiel.

Stundenlang dauerte das Unwetter an. Ebenso lange wurde auch der Lehm aus dem Erdinnern hochgeschleudert, stieg in die Wolken, fiel wieder zurück, um erneut in den Kreislauf zu geraten.

Und doch blieb soviel Lehm an den Rändern des Kraters zurück, wie die einsame Gestalt benötigte. Sie hatte Zeit, wartete stundenlang, und irgendwann - der Morgen graute bereits - schwächte das Unwetter ab. Es blieb allerdings noch dunkel, was der einsamen Gestalt, die die halbe Nacht über gewartet hatte, sehr recht war. Sie stieg auf einen der Lehmhügel hinauf.

Schattenhaft wirkte ihr Rücken, dann wühlten Hände in der feuchten Erde und schleuderten den Lehm in die Höhe. Das Lachen, das aus dem nicht zu erkennenden Mund der Gestalt drang, hörte sich triumphierend an, und der Einsame nahm den feuchten, aus den Tiefen der Erde stammenden Lehm, häufte ihn aufeinander und formte daraus eine Figur. Drei große Klumpen legte er übereinander, drückte

sie fest, wobei der oberste Klumpen der kleinste war, der mittlere der größte und der letzte wieder ein wenig abfiel.

Der Einsame trat dicht an sein noch sehr unvollkommen wirkendes Werk heran. Er schaute für einen Moment auf die drei Teile, bevor plötzlich seltsam verschwommen wirkende Hände erschienen, die sich an der unfertigen Lehmfigur zu schaffen machten. Es begann oben.

Ein Gesicht entstand. Da wurden die Augen in die Masse gedrückt, eine Nase geformt, Ohren modelliert, ein Mund, das Kinn und auch eine hohe Stirn herausgearbeitet.

All dies geschah mit einer Sorgfalt, wie sie nur ein Künstler aufbringen konnte, der sich mit seinem Werk identifizierte. Es wurde ein Gesicht, und ein unsichtbarer Beobachter hätte schon die Züge einer Frau erkannt.

Sacht wie die Finger eines Masseurs glitten die Hände weiter und formten den Hals der Frau. Geschwungen wurde er, erhielt eine nahezu perfekte Linienführung, und ebenso perfekt wurden die Schultern, die Arme und der Rumpf.

Der Göttervater Zeus hatte befohlen, eine sehr schöne Frau zu modellieren. Diesen Befehl befolgte der Einsame, denn Schönheit und Grauen sollten eine Verbindung eingehen. Geschickt arbeitete der Künstler weiter. Innerhalb kurzer Zeit war ein prächtiger Frauenkörper entstanden, der allerdings noch lehmbraun schimmerte und erst die richtige Farbe der Haut erhalten mußte.

Der einsame Künstler kümmerte sich um jedes Fingerglied. Er schuf sogar Hautfalten und gab sich besondere Mühe bei den Brüsten der Frau. Sie sollten, zusammen mit dem übrigen Körper, die Männer in ihren Bann schlagen, um sie von dem anschließenden Schrecken abzulenken.

Der Morgen graute weiter. Im Osten wurde es hell. Ein schmaler gelber Streifen schob sich ein wenig schüchtern über den Horizont, ebenso schüchtern wie der erste Sonnenstrahl, der dann über das Meer streifte und auf dem Wasser in einer grellen Kaskade explodierte, so daß sein Schein die Wellen mit einem goldenen Schleier belegte. Der Einsame drehte sich um.

Wenn die Sonne aus den Fluten stieg und das Meer zu flüssigem Gold werden ließ, würde sich die Schönheit der Natur auch auf die Frau übertragen.

So hatte der große Göttervater gesprochen, und so empfand der Einsame es auch.

Die Sonne stieg höher. Es war nicht nur sie allein, die diese immense Leuchtkraft aufbrachte. Etwas anderes stand hinter ihr.

Es blitzte hell und silbrig, wahre Lichtkaskaden fluteten heran, und plötzlich stand die Insel eingehüllt in eine strahlende Aura. Raum und Zeit schienen zu verschwinden. Sie hatten ihre Gültigkeit verloren,

wenn Zeus, der Göttervater, direkt in das Geschehen auf der Erde eingriff.

Das Eiland im Meer schien zu schweben, an einem Band zu hängen und einzutauchen in die gewaltige Glocke aus Licht. Es verging Zeit, aber sie war nicht zu spüren. Wo der Geist regiert, ist die Zeit unwichtig.

Und der Geist handelte.

Er vollendete und vervollkommnete das, was der einsame Künstler mit seinen Händen aus dem Lehm der Erde geschaffen hatte.

Aus dem Lehm wurde eine Haut. Die Hand der Götter sorgte dafür, daß diese Umwandlung geschah. Und die Frau überstrahlte in ihrer Schönheit selbst das Licht der Sonne. Zeus hatte das Werk vollendet.

Eine neue Legende war entstanden.

Pandora!

***

Der monotone Choral der Mönche hallte durch das Kirchenschiff. Das Echo des Gesangs geisterte gegen die Wände und kam verstärkt zurück. Es fuhr wie ein Windhauch über die gebeugten Rücken der betenden Kuttenträger, die sich ganz ihrer Andacht hingaben.

In diesem einsamen Kloster lebten, beteten und arbeiteten sie. Hoch oben in den schottischen Bergen stand es bereits seit langer Zeit, und es hatte den Naturgewalten ebenso getrotzt wie vor vielen Jahren den Angriffen heidnischer Menschen. Das Kloster war zu einer Trutzburg des Guten geworden, in dem die Mönche ihre Sicherheit fanden.

Es hatte auch andere Zeiten gegeben. Schreckliche Morde waren hinter den dicken Klostermauern passiert. Unheimliche Gestalten aus dem Reich der Finsternis hatten das Kloster angegriffen, und es wäre ihnen fast gelungen, es an sich zu reißen.

Ein Abt hatte sein Leben verloren, andere Mönche waren verletzt worden, doch wie ein Mann standen sie hinter ihrem Glauben und der Sache des Guten. Sie ließen sich durch nichts vertreiben. Nicht von den Menschen, nicht von Dämonen und erst recht nicht vom Satan, dem sie den Kampf angesagt hatten.

Die Mönche beteten viel. Ora et labora - bete und arbeite. So lautete ihre Devise, und ihr allein blieben sie treu. Dafür starben sie, dafür gaben sie vieles auf. Ihre Zeit war genau eingeteilt. Es gab keine Stunde Leerlauf am Tag, und auch die Gebete gehörten zu den Ritualen, die das ganze Jahr über abliefen. Jeder Bruder mußte sich in der Kapelle einfinden und an der Andacht teilnehmen. Nachdem der Choral der Mönche verstummt war, erhob sich der Vorbeter. Der Mann stand aus seiner knienden Haltung auf, streckte seinen Rücken und schritt auf den schmucklosen Altarstein zu, der vor den Bänken mit den betenden Mönchen seinen Platz gefunden hatte.

Der Vorbeter verneigte sich, berührte die Altarplatte mit seinen Lippen und drehte sich um.

Er schaute auf seine Brüder, die in jetzt stummer Andacht in den Bänken knieten und die Hände gefaltet hatten. Rechts und links des Altars brannten zwei Kerzen, deren Widerschein auch über den Körper des Vorbeters huschte und seine Gestalt mit einem langen Schatten versah. Die schmalen Fenster der Kapelle befanden sich an den Seitenwänden. Sie liefen oben rund zu. Die Füllung bestand aus farbigem Glas und zeigte Figuren aus dem Kirchenleben und der Kirchengeschichte.

Jeder Mönch hatte seinen bestimmten Platz. Dort beteten sie stumm oder laut, da versanken sie in Andacht und flehten um den Frieden der Welt.

Sie konzentrierten sich nur auf ihre Aufgaben und taten dies mit einer selten erlebten Hingabe.

Nur ein Mönch war an diesem Morgen mit seinen Gedanken nicht recht bei der Sache. Pater Ignatius!

Er war derjenige Bruder im Kloster, dem eine besondere Aufgabe zugedacht war. Als Schmied arbeitete er, und das war seinem Körper auch anzusehen. Von breiter Gestalt war er, sogar unter der Kutte war dies zu erkennen, und auch sein Gesicht zeigte keinen feinen Schnitt, sondern war rauh und uneben wie das Land, in dem er aufgewachsen war. Pater Ignatius stammte aus Schottland. Er war ein furchtloser Gottesmann, der sich den Gefahren stellte und keiner Auseinandersetzung aus dem Weg ging. Er hatte bereits bewiesen, welch eine Kraft in seinen Fäusten steckte, und er war ausersehen worden, dem Guten die Chance zum Überleben zu geben.

Er wirkte, wenn man vor ihm stand, wie ein Felsen in der Brandung. Nichts konnte diesen in seinem Glauben erstarkten Menschen erschüttern, und deshalb war ihm auch eine besondere Aufgabe zugeteilt worden.

Als Schmied des Klosters war er verantwortlich dafür, daß John Sinclair, der Geisterjäger, ständig mit geweihten Silberkugeln für seine Beretta versorgt wurde. Jede Kugel war handgearbeitet, und Pater Ignatius beschäftigte sich fast die Hälfte des Tages mit dieser Arbeit.

Er schickte dem Geisterjäger einmal im Monat ein Päckchen mit den geweihten Silberkugeln. John Sinclair sandte jeweils einmal im Monat den größten Teil der Kugeln zurück, die er verschossen hatte und die deformiert waren. So ging nicht viel des wertvollen Metalls verloren. Pater Ignatius konnte die Kugeln wieder einschmelzen und aus dem Silber neue Geschosse herstellen. Natürlich wußten auch die Dämonen und höllischen Gestalten, was in diesem Kloster geschah. Sie hatten es angegriffen, doch die Attacken waren zurückgeschlagen worden. Die Mönche konnten wieder in aller Ruhe ihrer Arbeit nachgehen.

Der Vorbeter hob beide Arme. Es war das Zeichen für die Mönche, ihre Köpfe zu senken. Zahlreiche Finger tasteten nach den Rosenkränzen.

Auch Pater Ignatius hörte die gesungenen Worte des Vorbeters. Doch er reagierte anders als seine Brüder. Zwar glitten auch bei ihm die Perlen durch die Finger, aber er war nicht ganz bei der Sache und konnte sich nur schlecht konzentrieren. Doch außer ihm hatte es wohl niemand gespürt.

Es bahnte sich etwas an!

Er konnte nicht sagen, was es war. Es war nicht greifbar, aber das Kloster mußte von einer Gefahr umgeben sein, und deshalb verspürte Pater Ignatius das schreckliche Gefühl der Angst.

Er hatte Angst, das gab er zu.

Bisher hatte er einfach nicht den Mut gefunden, mit jemandem darüber zu sprechen. Er wollte den Abt und seine Brüder nicht beunruhigen, aber die Angst war da. Nicht nur das, sie hatte sich sogar verstärkt! In der letzten Nacht war es besonders schlimm gewesen. Wie ein wildes Tier fiel der Alptraum über den Pater her und raubte ihm den tiefen Schlaf.

Er war in den letzten Jahren sensibler geworden. Er spürte es, wenn sich etwas zusammenbraute, wenn finstere Mächte das Kommando übernehmen wollten und das Kloster keinen richtigen Schutz mehr bot.

So hatte er es im Traum gesehen. Einen gewaltigen Schatten über dem Land, der alles bedrohte und der sich besonders auf das Kloster konzentrierte. Etwas war im Anmarsch, und es war nicht aufzuhalten.

Nach dem Erwachen hatte Pater Ignatius sofort an früher gedacht, als der spanische Klosterbruder Don Alvarez in die Mauern von St. Patrick eingedrungen war und die grausamen Horror-Reiter zu Hilfe geholt hatte. Es war schlimm gewesen. Der Abt hatte damals sein Leben verloren, und die Erinnerungen an diese Szenen steckte unauslöschlich in Pater Ignatius.

Die Gefahr, die sich nun näherte, war eine andere. Er konnte sie nicht genau formulieren, umfassen oder in Worte kleiden.

Für ihn glich sie noch einem Nebelstreif, der sich jedoch immer mehr zusammenballte und zu einer tödlichen Wolke wurde. Gefahr für das Kloster!

Das Grauen schwebte heran, die Vernichtung… Pater Ignatius stöhnte auf. Und zwar so laut, daß sein Nebenmann erschreckt herumfuhr und ihn mit sorgenvollem Gesicht anschaute.

»Was ist geschehen, Bruder?« fragte der Mönch.

Pater Ignatius hob nur die Schultern. »Nichts, ich - ich habe nur laut geatmet.«

Der Nebenmann senkte den Kopf und beschäftigte sich wieder mit

seinem Rosenkranz.

Ignatius aber hob den Kopf. Er war ein großer Mann und konnte auch in kniender Haltung über die meisten Mitbrüder hinwegschauen. Deutlich sah er den Vorbeter zwischen den aufgebauten Kerzen stehen. Die Gebetesformeln drangen aus einem Mund, der sich kaum bewegte. Pater Ignatius hörte sie, doch sie rauschten an ihm vorbei, denn sein Blick öffnete sich, und ebenso öffnete sich die hinter dem Vorbeter stehende Mauer.

Ein helles Licht war zu sehen, ein herrlicher Kranz, der eine große, ovale Öffnung umgab, die den Blick in eine Welt oder Dimension freigab, die man mit dem menschlichen Geist nicht begreifen konnte.

Pater Ignatius erlebte das, was man eine Vision nennt. Er sah ein Ereignis, das nur seinem Blick preisgegeben wurde. Die anderen bemerkten nichts. Sie waren zu sehr in ihre Gebete versunken, und auch der Vorbeter wurde durch nichts abgelenkt.

Pater Ignatius erhob sich. Er konnte nicht mehr knien. Die Erregung hielt ihn gepackt. Wie im Traum erlebte er die nächsten Szenen, und er ballte seine Hände, daß aus ihnen harte Fäuste wurden.

Hinter dem Altar öffnete sich die Kirche. Es war wie eine Fata Morgana. Der Blick wurde von keiner Mauer mehr gestoppt, er glitt hindurch, hinein in das Strahlen, das mit seiner gewaltigen schimmernden Aura eine plötzlich erscheinende Gestalt umflorte. Eine Frau.

Der Pater hielt den Atem an. Nicht, weil es eine Frau war, er stand diesbezüglich so ziemlich über den Dingen - nein, diese Person mußte etwas ganz Besonderes sein. Von ihr ging ein Charisma aus, das den Pater anzog und gleichzeitig abschreckte.

Anzog insofern, als die Frau von einer seltenen, irgendwie überirdisch wirkenden Schönheit war. Sie hatte langes lockiges Haar. Man konnte es nicht als blond bezeichnen und auch nicht als silberfarben. Es hatte einen goldenen Glanz, einen sehr hellen Schimmer, und über dem Haar schien eine Aura zu liegen.

Der Pater schüttelte den Kopf. Sein Mund öffnete sich, die Lippen bewegten sich bereits. Dennoch war er unfähig, ein Wort zu sagen. Zu sehr bannte ihn der Anblick dieser plötzlich erschienenen Frau.

Sie trug ein Gewand. Es war von weißer Farbe und mit einem goldenen Gürtel locker um die Hüfte geschlungen. Über der Brust zeigte das Kleidungsstück einen halbrunden Ausschnitt. Der Hals dieses Wesens war wohlgeformt, und das Gesicht glich in der Schönheit und Abgeklärtheit dem eines Engels.

An einen Engel hatte der Pater auch im ersten Augenblick gedacht. Eine frohe Botschaft, die wahr geworden war. Das Erscheinen eines Geschöpfes aus einem Reich, nach dem sich jeder von ihnen sehnte - doch ein Engel war es nicht. Engel trugen keine Füllhörer oder

Büchsen. Beim zweiten Hinschauen erst war der Pater darauf aufmerksam geworden, und er sah nun genauer hin. Sie hatte die Arme angewinkelt und hielt die Büchse mit beiden Händen umklammert.

Der Gegenstand schimmerte gelblich und sah aus wie ein Horn, das an seiner Spitze mit einem metallenen Aufsatz versehen war.

Die Büchse, die Frau, die Schönheit des Wesens… Der Pater war ein gottesfürchtiger Mensch, aber er kannte sich auch auf Gebieten aus, die mit seiner christlichen Lehre nichts zu tun hatten.

Die Schönheit und das Grauen lagen oft dicht beieinander. Das wußte Pater Ignatius sehr gut. Er hatte lange studiert, tat es eigentlich immer noch, denn er war ein sehr belesener Mensch. Und er erinnerte sich, solch eine Gestalt schon auf alten Abbildungen gesehen zu haben. Gerade die Büchse war Beweis genug.

Denn diese Büchse, so hatte Zeus, der Göttervater aus der griechischen Mythologie befohlen, enthielt alles Unheil, das man sich nur vorstellen konnte. Es war die Büchse der Pandora.

Und die Frau, die der Pater dort vorn schweben sah, konnte keine andere sein als Pandora.

Es gab sie also. Sie war keine Sagengestalt, und Pater Ignatius dachte sofort weiter. Wenn sie auftauchte, dann mußte dies einen Grund haben.

Und der bereitete ihm Angst…

***

Der Arzt stand neben mir an der Liege, schaute auf mich nieder und nickte.

»Was ist, Doc?«

»Macht sich gut.«

»Was?«

»Ihre Wunde, Sinclair.«

Ich verdrehte die Augen. »Das hätte mir auch ein anderer sagen können. Aber ich habe gutes Heilfleisch, wie Sie sicherlich schon bemerkt haben.«

»Ja, das kann man wohl sagen.«

»Und? Brauche ich noch einen Verband?«

»Nein, ein Pflaster wird genügen. Sehen Sie beim nächsten Mal zu, daß Sie keiner Waffe im Weg stehen. Wer hatte es eigentlich auf Sie abgesehen?« Der Arzt schaute fragend auf mich herab.

»Eine gute Freundin, Doc.«

»Wollen Sie mich auf den Arm nehmen?«

»Nein, um Himmels willen. Es stimmt tatsächlich. Auf mich hatte es eine gute Freundin abgesehen.«

»Seit wann schießen die Frauen auf Sie, John?«

»Da müssen Sie die Frauen mal fragen«, gab ich zur Antwort.
»Aber lassen wir das, Doc, es war keine Frau, die da auf mich geschossen hat. Ich habe mich beim Training verletzt.«
Der Arzt lächelte. »Das hatte ich schon längst gewußt. Ich wollte nur Ihre Version hören.«
»Manchmal überkommt es mich eben.«
Ich hatte mir tatsächlich einen Kratzer zugezogen. Wir waren in einem dreitägigen Fitneßkursus gewesen. Suko und mich hatte man hingeschickt, und da waren wir durch die Mangel gedreht worden. Direkt zu Jahresbeginn, nach einem kleinen Kurzurlaub, den wir zusammen mit den Conollys in der Schweiz verbracht hatten. Im Trainingscamp war es hart zur Sache gegangen. Dort waren auch Einzelkämpfer trainiert und auf ihre Härte getestet worden.
Gegen einen dieser Burschen, der seine Aufgabe besonders ernst nahm, hatte ausgerechnet ich antreten müssen und die kleine Schramme erhalten, die sehr schnell verheilt war. Nur noch ein Pflaster bedeckte die Stelle. Der Arzt war zudem sehr zufrieden.
»Können Sie mich wieder in den Kampf schicken?« erkundigte ich mich, als ich mich aufstemmte.
»Ja, sogar mit gutem Gewissen.«
Ich schwang meine Beine von der Liege. Auf dem Kratzer klebte jetzt ein Pflaster. Auch wenn ich mich bewegte, spürte ich kaum noch etwas. Nur ein leichtes Ziehen, das jedoch ließ sich gut ertragen.
Ich blieb sitzen.
Zum Glück brauchte ich nicht weit zu laufen, nur mit dem Lift in die Höhe zu fahren, denn ich befand mich quasi zu Hause, innerhalb des Yard Building, nur eben in unserer Krankenstation, wo man mich behandelt hatte.
Ich streifte das Unterhemd über, zog mein Hemd an und band mir die Strickkrawatte um. Als ich zu meinem Jackett griff, drehte sich der Doc um und fragte: »Wohin geht es denn jetzt, John?«
»Weiß ich noch nicht.«
»Sie haben nichts zu tun?«
»Das hoffe ich doch sehr. Man soll das neue Jahr immer ruhig angehen, mein Lieber. Und die drei Tage Trainingscamp haben mir zudem gereicht. Ich müßte eigentlich wieder Urlaub haben.«
»Da freuen sich die Dämonen.«
»Da haben Sie recht.« Ich streifte mein Jackett über und bemerkte das Lächeln auf dem Gesicht des Mediziners. »Was haben Sie, Doc?«
»Hören Sie, Sinclair.« Der Arzt versenkte seine Hände in beide Kitteltaschen. »Es ist so, wir haben das Wort Dämonen vorhin gebraucht. Gibt es die wirklich?«
Er schaute mich nach dieser Frage so prüfend an, als wollte er eine Augendiagnose vornehmen.

Ich hielt seinem Blick stand. »Ja«, erwiderte ich nach einer Weile, »es gibt Dämonen oder dämonische Wesen. So etwas sauge ich mir nicht aus den Fingern.«

»Das kann ich nicht verstehen. Woher kommen Dämonen? Wie entstehen sie, Sinclair?«

»Das weiß ich auch nicht.«

»Sie sind wenigstens ehrlich«, meinte der Arzt.

»Wieso?«

»Ach, das ist eigentlich eine Sache, die in meinen Bereich fällt. Es fiel mir nur ein, als ich Sie behandelte. Ich habe einen Kollegen, der mit einem etwas außergewöhnlichen Problem konfrontiert worden ist, für das er keine Lösung findet. Oder besser gesagt, keine Erklärung.«

»Und?«

»Haben Sie denn noch Zeit?«

»Für Sie immer, Doc. Im Büro ist es langweilig.«

»Gibt es da nicht eine nette Dame namens Glenda Perkins?« wollte der Doc wissen.

»Hat sich das schon herumgesprochen?« fragte ich.

»Inzwischen ja.«

»Die existiert tatsächlich«, gab ich zu. »Glenda ist in Ordnung. Sie kocht übrigens einen hervorragenden Kaffee. Wenn Sie mal Lust auf einen guten Schluck haben, dann kommen Sie vorbei.«

Der Arzt streckte seinen Arm aus. »Kaffee, das ist das Stichwort. Wollen wir nicht in mein Büro gehen? Da habe ich noch eine Kanne. Er müßte noch heiß sein.«

»Das ist ein Wort.«

Das Büro des Arztes lag gleich nebenan. Der Raum war klein. Zudem befanden sich zahlreiche Akten darin, und ich mußte von einem Besucherstuhl einige Schnellhefter wegräumen, bevor ich mich setzen konnte.

»Wo drückt also der Schuh, Doc?« erkundigte ich mich und kam mir selbst wie ein Arzt vor.

»Es geht da um einen Kollegen, einen Studienfreund von mir. Er lebt und praktiziert in Schottland.«

»Von dort stammen meine Eltern.«

»Um so besser. Dann wird Ihnen die Mentalität dieser Menschen ja nicht fremd sein.«

»Das ist sie nicht.«

»Mein Kollege, er heißt McGovern, praktiziert in einem kleinen Ort namens Billings. Zu seinem Gebiet gehören noch vier weitere Dörfer, denn es gibt kaum Ärzte, die sich in dieser Einöde niederlassen. Das aber ist zweitrangig.« Der Doc nahm einen Rezeptblock auf und spielte damit. »Seit einigen Tagen kommt er mit seiner Schulmedizin nicht weiter. Es sind da Dinge geschehen, die über den

naturwissenschaftlich geschulten Verstand hinausgehen. Zahlreiche Menschen, ob Männer, Frauen oder Kinder, sind von einer seltsamen Krankheit befallen. Man kann sie mit dem Wort Lethargie umschreiben. Sie bewegen sich nur langsam, und wenn sie überhaupt etwas unternehmen, dann geschieht dies sehr lustlos. Gestorben ist noch keiner, aber sie verändern sich.«

»Wie?«

»Körperlich«, antwortete der Arzt. »Das ist äußerst seltsam. Sie verfallen. Ihre Haut ist mit Geschwüren übersät, so daß sie schon fast als Pestkranke bezeichnet werden können. Mein Kollege meinte, es wäre, als seien die Krankheitserreger vom Himmel gefallen und breit über das Land gestreut worden.«

Da der Doc eine Pause einlegte, fühlte ich mich genötigt zu reden. »Gibt es eine andere Erklärung?«

»Nein, keine.«

»Hat Ihr Kollege es gemeldet?«

»Auch nicht. Oder noch nicht. Es bestand eigentlich keine akute Gefahr, bis ich heute morgen einen Brief von ihm erhielt, der mich auf gewisse Art und Weise alarmierte.«

Der Arzt legte den Rezeptblock weg und schaute mir offen ins Gesicht. »Meinen Kollegen Frederick McGovern hat es ebenfalls erwischt.«

Ich war nicht einmal überrascht. Auch ein Arzt bleibt von Grippebakterien oder ähnlichen Dingen nicht verschont. Das wurde mir hier wieder einmal bestätigt. »Er hat nichts dagegen unternehmen können?«

»Nein, nichts. Ich habe gemerkt, daß es ihm sogar schwergefallen ist, den Brief zu schreiben. Das war der Handschrift deutlich anzusehen. Irgend etwas geht da vor. Und wahrscheinlich nicht mit rechten Dingen, wenn man für so eine Krankheit keine Erklärung findet.«

»Das stimmt«, murmelte ich und war mit meinen Gedanken schon ganz woanders.

Schottland! Einsame Dörfer, Hügel, Seen. Ich kannte das Land, hatte genügend Fälle dort erlebt, und es müßte eigentlich möglich sein, da mal nachzuschauen.

»Interessiert Sie der Fall?« wollte der Arzt wissen.

Ich hob den Kopf. »Ja, sehr.«

»Wollen Sie hin? Natürlich nur, wenn für Sie nichts Wichtiges anliegt.«

»Nein, Doc. Sie haben mich neugierig gemacht. Vielleicht ist dort wirklich der Teufel los. Und um diesen Burschen kümmere ich mich ganz besonders gern.«

Der Mediziner lächelte. »Da bin ich beruhigt, John. Sogar sehr beruhigt.« Er räusperte sich. »Kann ich meinem Kollegen schreiben,

daß Sie kommen?«

Ich schüttelte den Kopf. »Lassen Sie das mal, Doc. Er soll nicht wissen, wer sich dort umschaut.«

»Wenn Sie meinen. In diesem Fall sind Sie der Boß, John.« Ich stand auf.

Auch der Doc erhob sich. Wir reichten uns die Hand und versprachen einander, in Verbindung zu bleiben.

Ich mußte nur noch mit Sir James reden. Der Superintendent würde kaum etwas dagegen haben. Er hatte inzwischen begriffen, daß er sich auf meinen Riecher verlassen konnte.

Mit dem Lift fuhr ich hoch in mein Büro. Dort wartete Suko. Er hatte mit mir zusammen den Kurzlehrgang besucht und schaute mich grinsend an. »Na, bist du verpflastert worden?«

»Ein wenig.«

»Aber der Kopf ist noch dran.«

»Den brauche ich auch.« Ich ließ mich auf den Stuhl fallen.

»Zum Denken oder um das Gleichgewicht zu halten?« wollte mein Freund wissen.

Ich ging auf seine Flachserei nicht ein, denn mich beschäftigten die Worte des Mediziners.

Suko merkte natürlich, was los war, und fragte: »He, John, was hast du?«

»Der Arzt hat mir da eine seltsame Geschichte erzählt.«

»Ein Fall für uns?«

»Möglich.«

»Dann raus mit der Sprache.«

Ich berichtete meinem Partner von den seltsamen Vorgängen oben in Schottland.

Suko schüttelte den Kopf. »Eine Krankheit, von der niemand weiß, woher sie stammt. Das ist doch mehr als merkwürdig.«

»Genau. Und ich habe das ungute Gefühl, daß dahinter etwas Großes, allerdings uns Unbekanntes steckt.«

»Einen Verdacht hast du nicht?«

»Nein, wie sollte ich? Aber wir müßten uns die Sache einmal ansehen. Im Augenblick liegt ja nichts an.«

»Von wegen.« Die helle Frauenstimme meldete sich aus dem Vorzimmer. Bei meinem Eintritt war es leer gewesen. Jetzt erschien Glenda, und sie schwenkte ein Telegramm.

»Für uns?« fragte Suko.

»Ja, aus Schottland.«

Ich dachte nicht an den Fall, den mir der Arzt erzählt hatte, sondern sofort an meine Eltern. Vielleicht wurde ich deshalb so blaß. Es war ihnen doch nichts passiert?

»Wer ist der Absender?« fragte ich mit belegter Stimme. Glenda trat

näher. Ich nahm ihr neues Parfüm wahr, das sie zu Weihnachten geschenkt bekommen hatte. Ein Duft, der Männer anmachte.

»Pater Ignatius«, erwiderte unsere Sekretärin. »Es scheint sich dort im Kloster einiges anzubahnen, John.«

»Hast du es gelesen?«

»Nein, das überlasse ich dir.«

Während ihrer Worte schlitzte ich bereits den Umschlag auf. Das Telegramm war ziemlich lang. Ich begann zu lesen. Suko las über meine Schulter hinweg mit, und unsere Augen wurden groß…

***

Von einem Augenblick zum anderen war die Vision verschwunden. Nichts mehr da - vorbei. Der Pater schüttelte den Kopf. Er wischte sich über die Augen, aber das Bild blieb.

Die kleine Kirche sah aus wie immer. Da betete der Mönch vor, die gebeugten Rücken der Brüder waren zu sehen, aber von der geheimnisvollen Frau mit dem Füllhorn konnte Ignatius nichts mehr ausmachen.

Abermals stöhnte er, und der neben ihm kniende Mönch wurde erneut aus seiner Andacht gerissen. Bevor er eine Frage stellen konnte, schüttelte der Pater bereits den Kopf.

»Es ist wirklich nichts, Bruder. Du brauchst dir keine Gedanken zu machen.«

»Ich meine nur…«

»Nein, nein, keine Angst.« Auch Ignatius kniete sich wieder hin, doch seine Gedanken gingen auf Wanderschaft. Er konnte sich diese Vision einfach nicht erklären, und doch mußte sie eine Bedeutung haben. Ob sie mit ihm und seiner Arbeit zusammenhing? Nach der Andacht wollte er einem jungen Bruder das Päckchen mit den neuen Kugeln geben. Der Bruder fuhr hinunter in den Ort Peelham, wo es eine Poststation gab. Von dort wurde das Päckchen nach London geschickt. Aber wo war die Verbindung? Sosehr der Pater auch grübelte, er fand sie einfach nicht und versuchte, sich auf die Gebete zu konzentrieren.

Er atmete auf, als die Andacht endlich vorbei war. Die Mönche erhoben sich. Schweigend verließen sie die dunklen Holzbänke. Niemand sprach. Nur ihre Schritte waren zu hören, als sie sich auf die Ausgangstür zu bewegten. Sie gingen in Zweierreihen. Niemand drängelte, keiner ging vor. Das Ritual war einstudiert und wiederholte sich jeden Tag.

Draußen war es kalt. Zwar nicht zu kalt, denn man schrieb Januar, aber die Luft roch nach Schnee. Es hatte eigentlich zuwenig geschneit, und man sprach schon von verrückten Wetter-Kapriolen, Zwar zeigten einige Berge und Hänge weiße Schichten, doch das Braun der Landschaft überwog. Für den Monat Januar war es zu warm. Die Luft

kam vom Atlantik her. Sie überquerte fast ganz Europa, so daß auch die Skigebiete in den Alpen von dem Warmluftstrom übergossen wurden und die Menschen zusehen konnten, wie der Schnee wegschmolz.

Die Sonne hielt sich noch versteckt, als die Mönche ihre Gebetsstätte verließen. Nur im Osten war bereits ein hellerer Streifen zu sehen, der die Morgendämmerung ankündigte. Die einfachen Brüder, die in der Küche arbeiteten, hielten schon das Frühstück bereit. Sosehr sich Pater Ignatius immer darauf gefreut hatte - er war ein Mann mit großem Appetit -, an diesem Morgen würde ihm nichts schmecken. Die Mönche schwiegen. Manche waren noch sehr in Gedanken versunken, als sie auf das Haupthaus des Klosters zuschritten, wo sich der Raum befand, in dem sie das Frühstück einnahmen.

Sie passierten den Baum, der im Hof stand. Wenn Pater Ignatius an ihm vorbeiging, mußte er daran denken, daß John Sinclair, der Geisterjäger, an seinem Stamm gefesselt worden war und den gefährlichen AEBA-Dämonen ins Auge hatte sehen müssen.

Ihn schauderte es jedesmal, wenn er sich daran erinnerte. Er suchte den Himmel ab. Von der geheimnisvollen Frau sah er nichts mehr. Die Person, die er mit Pandora in Zusammenhang brachte, war nicht zu entdecken. Auch im Frühstücksraum hatte jeder seinen Platz. Schweigend setzten sich die Mönche an den bereits gedeckten Tisch. Nur das Scharren der Stühle war zu hören. Die frommen Männer konnten zwischen Milch und Tee wählen. An den hell gestrichenen Wänden brannten kleine Lampen. Ansonsten zeigten die Wände als einzigen Schmuck die braunen, schlichten Holzkreuze. Man sprach noch ein kurzes Gebet, dann wurde das Frühstück eingenommen. Niemand unterhielt sich. Ein jeder dachte an seine Arbeit, die er im Laufe des Tages noch zu erledigen hatte.

Auch Pater Ignatius dachte daran. Er hatte sich ein wenig verspätet. Sicherlich wartete John Sinclair schon sehnsüchtig auf den neuen Nachschub an Kugeln. Die gebrauchten waren nämlich schon im Kloster eingetroffen. Die Mönche nahmen sich beim Frühstück Zeit. Erst wenn der Abt die Tafel aufhob, konnten auch die anderen gehen. Pater Ignatius dauerte es heute zu lange. Er aß wenig, und er überlegte, ob er mit dem Klostervorsteher über seine Vision reden sollte.

Zu einer Entscheidung kam er nicht. Schließlich wurde die Tafel aufgehoben. Erst jetzt sprachen die Mönche miteinander. Jeder hatte seine Aufgabe zu erfüllen. Sie redeten über Termine, über die Arbeit des Tages, doch Pater Ignatius wandte sich sofort dem Ausgang zu, wo der Bote bereits wartete, der das Päckchen ins Dorf bringen sollte.

Es war ein noch junger Bursche, der sich erst vor wenigen Monaten entschlossen hatte, im Kloster zu bleiben. Im Kloster war er der Bruder

Clemens und beschäftigte sich ansonsten mit handwerklichen Arbeiten. Er konnte hervorragende Figuren aus Steinen herstellen und auch schnitzen. »Hast du alles bereit?«

Pater Ignatius nickte. »Ja, das Päckchen ist fertig. Mir gefällt nur das Wetter nicht.«

»Wieso?«

»Es kann Schnee geben.«

Bruder Clemens winkte ab. »Bis dahin bin ich wieder zurück. Ich habe in Peelham nicht sehr viel zu erledigen, nur zur Post muß ich gehen.«

»Ist deine Maschine in Ordnung?«

»Ich habe sie gestern noch überprüft.«

Mit der Maschine war das Motorrad gemeint, das man gekauft hatte, um ein wenig beweglicher zu sein. Natürlich setzte sich Bruder Clemens nicht in seiner Kutte auf die Maschine. Er trug Lederkleidung und einen Helm, denn die Straße ins Tal hinab war sehr kurvig und gefährlich. »Warte noch einen Moment«, bat Ignatius den jüngeren Mann. »Ich hole nur das Päckchen.«

»Gern.«

Pater Ignatius verschwand in seiner Schmiede. Es war ein kleiner Bau mit dicken Mauern, sein Reich. Hier arbeitete er, hier fühlte er sich wohl, und zu tun gab es immer. Jetzt war das Feuer erloschen. Er würde es wieder anfachen, sobald sich der junge Bruder auf den Weg gemacht hatte. Das Päckchen lag neben der Feuerstelle, war adressiert und frankiert. Ein helles Band war um das braun schimmernde Packpapier gewickelt.

Pater Ignatius war zufrieden. Alles lief normal, und doch hatte er ein ungutes Gefühl.

Es mußte einfach mit seiner Vision zusammenhängen, die er während des Morgengebetes gehabt hatte. Als er die Schmiede verließ, schaute er hoch zum Himmel. Es war heller geworden. Die weißen Bergspitzen lagen in den grauen Wolkenbänken. Klar würde es an diesem Tag sicherlich nicht werden. Alles wies darauf hin, daß es bald schneite.

Bruder Clemens hatte seine Maschine geholt, ein japanisches Modell der Marke Honda. Gebraucht hatten sie das Zweirad erworben und sich nicht damit verkauft. Ein böiger Wind pfiff über die Klostermauern und ließ den Stoff der Kutte knattern. Der Pater überreichte das Päckchen mit den Silberkugeln seinem jüngeren Bruder, der es in einer der beiden Gepäcktaschen verstaute.

»Gib acht, Bruder. Die Fracht, die du zu transportieren hast, ist sehr wertvoll. Es hängen oft genug Menschenleben davon ab.«

Bruder Clemens zeigte sich von der Eindringlichkeit der Stimme überrascht. So hatte der Pater eigentlich nie gesprochen. Er machte

auf den jüngeren Mann den Eindruck, als würde ihn etwas sehr stark bedrücken.

»Ist etwas mit dir, Bruder? Kann ich dir helfen?« erkundigte sich der Jüngere.

»Nein, es ist alles in Ordnung. Viel Glück und Gottes Segen, Bruder.«

»Danke.« Clemens nickte. Er überprüfte noch einmal den festen Sitz seines Helms und ließ die Maschine an. Sie knatterte ein paarmal, bis der Motor rund lief. Grauweiße Wolken stießen aus dem Auspuff und verteilten sich. Das Tor war schon geöffnet worden. Clemens fuhr an, rollte durch das Tor und sah im Rückspiegel, wie Pater Ignatius ihm nachschaute. Dabei hielt er die Hände gefaltet. Er stand auf der Stelle und war in ein stummes Gebet versunken, wobei er einem Menschen glich, der sich schwere Sorgen um die Zukunft machte…

***

23 Jahre zählte Bruder Clemens. In ihm brannte noch das Feuer der Jugend. So langsam er das Kloster verlassen hatte, als er sich auf der Serpentinenstraße befand, da drehte er richtig auf. Er freute sich jedesmal auf die Fahrt in das Dorf, denn er liebte die Geschwindigkeit der Maschine, und er liebte es, wenn er während der Fahrt diese einsame Landschaft durchjagen konnte.

Im Winter mußte er natürlich vorsichtiger sein. An manch schattigen Stellen lauerte tückisches Glatteis, doch im Sommer, da machte es Spaß, durch einsames Hochland zu fahren, die Seen zu riechen, den Duft der Wälder aufzunehmen und die weiten grünen Hügel zu sehen, auf denen die Schafe weideten. Ihn nahm ein trüber Morgen auf, und das Licht des Scheinwerfers warf einen langen gelben Streifen auf die Fahrbahn. Nahe dem Kloster war die Strecke ziemlich unwegsam, nicht asphaltiert, was sich später jedoch änderte. Pater Clemens mußte achtgeben. Er durfte auch nur langsam fahren, denn es ging sehr steil hinab, und die Kurven waren oft ziemlich eng.

Auf der asphaltierten Straße wurde es besser. Da öffnete sich auch ein Hochtal, so daß er eine kurze Strecke geradeaus fahren konnte.

Die Stille um ihn herum wurde nur vom Dröhnen der Maschine unterbrochen. Einsames Wild schreckte er auf. An einem Hang sprangen erschrocken mehrere Rehe hoch, um fluchtartig zwischen den dichtstehenden Bäumen zu verschwinden.

An einigen Stellen lag der Schnee. Er wirkte schmutzig und schimmerte grau auf den grünbraunen Flächen der Weiden, wo im Sommer die Schafe ihre Nahrung fanden. Nach der Geraden ging es wieder bergan. Es begann mit einer scharfen Rechtskurve. Sie lag im Schatten. In der Nähe floß zudem ein Bach vorbei, der viel Feuchtigkeit verbreitete, die sehr leicht bei diesen Temperaturen gefrieren konnte. Der junge Mönch fuhr vorsichtiger. Zum Glück, denn

links, am Rand der Fahrbahn, da glitzerte es sehr verdächtig, als hätte jemand kleine, helle Splitter verstreut. Eis…

Nach dieser Kurve wuchsen die Felswände wieder enger zusammen, so daß Clemens das Gefühl hatte, durch einen Tunnel ohne Decke zu fahren. Über seinem Kopf wurde der Himmel noch heller, aber kein Sonnenstrahl überzog das Firmament. Es würde ein düsterer Tag bleiben, der eigentlich mehr in den November paßte als in den Januar. Die Strecke wurde wieder kurvenreich. Allerdings konnte man sie gut durchfahren, und wenn man wie Bruder Clemens seine Maschine beherrschte, dann machte es sogar Spaß. Ihn freute die Fahrerei. Am liebsten hätte er gesungen. Er fühlte sich so herrlich frei, verglich sich mit einem Vogel in der Luft und vergaß trotzdem nicht, auf die Straße zu achten. Nach der vierten Kurve schaltete er zurück, denn jetzt wand sich die Straße links um eine Felsspitze. Rechts ging es in die Tiefe. Eine Leitplanke existierte nicht. Nur ein paar graue Begrenzungssteine, die den Rand der Fahrbahn markierten.

Da mußte man einfach langsamer fahren!

Das tat auch der junge Mönch. Und es war sein Glück, denn er entdeckte das Hindernis auf der Straße rechtzeitig genug.

Es war kein großer Stein, wie es normal gewesen wäre.

Nichts hatte sich aus den oberen Regionen gelöst. Auf der Straße lag ein Mensch.

Eine Frau!

Clemens bremste.

Die Maschine wollte am Heck ausbrechen. Der junge Mönch mußte seine ganze Geschicklichkeit und sein fahrerisches Können aufbieten, um rechtzeitig anzuhalten. Er schaffte es.

Etwa einen halben Schritt vor der auf der Straße liegenden Frau kam die Maschine zur Ruhe.

Clemens hatte seinen ersten Schreck überwunden. Was er anschließend unternahm, das tat er automatisch, glitt von seiner Honda und bockte sie auf. Neben der Frau ging er in die Knie.

Blut sah er nicht. Er konnte sich nicht erklären, wie sie auf die Straße gekommen war. Vielleicht hatte sie einen Trip ins Gebirge gewagt und war abgestürzt. So mußte es seiner Ansicht nach sein. Er betrachtete sie eine Weile. Sie lag auf dem Bauch, dabei allerdings auch ein wenig auf der Seite, und das lange schwarze Haar bedeckte wie ein Vlies den Hinterkopf. Die Frau trug einen Mantel aus dunklem Leder. Das Kleidungsstück war innen gefüttert. Für die nötige Wärme sorgte ein Naturpelz.

Da der junge Mönch keinerlei Verletzungen feststellen konnte, faßte er die Liegende vorsichtig an den Schultern, um sie auf den Rücken zu drehen. Er wollte nichts verkehrt machen. Unter Umständen hatte sie innere Blutungen, und da konnte es lebensgefährlich sein, wenn er sie

jetzt falsch bewegte.
Sehr behutsam ging er zu Werke. Während sich die Frau in Bewegung befand, löste sich auch das Haar, so daß Clemens in ihr Gesicht schauen konnte.
Es sah seltsam bleich aus, fast schon weiß, aber das konnte auch an dem trüben Wetter liegen.
Auf dem Rücken ließ der junge Mönch die Frau liegen. Der Mantel stand offen. Clemens sah, daß sie darunter Lederkleidung trug, die ziemlich eng saß und ihre Figur hervorhob. Clemens schluckte. Sein Blick brannte sich auf ihrem Gesicht fest, und er schlug mit beiden Händen gegen ihre Wangen. Vielleicht wurde sie wach, so daß er sie ein wenig von der Straßenmitte wegziehen konnte, denn hin und wieder rollte auch ein Fahrzeug durch die Berge, und jeder Fahrer paßte nicht so gut auf wie er.
Er hatte die Wangen der Frau kaum zweimal berührt, als die Lippen anfingen zu zucken. Das erste Lebenszeichen.
»Bitte, Miß, kommen Sie zu sich.« Clemens war aufgeregt.
Als hätte die Frau seine Worte gehört, öffnete sie die Augen. Der junge Pater konnte in die Pupillen schauen, die ihm wie runde, dunkle Kohlenstücke vorkamen. Seltsame Augen. So schwarz, so kalt. Irgendwie gefühllos und trotzdem nicht ohne Leben. Wenn sie sich nicht bewegt hätte, dann hätte der junge Mönch glauben können, eine Tote vor sich liegen zu haben. Aber so war er völlig verwirrt.
»Miß…«, sprach er wieder. Etwas anderes fiel ihm einfach nicht ein. Er fühlte sich so hilflos. Diese Situation bekam er nicht in den Griff. Seine Lippen zuckten. Er holte tief Luft und wollte etwas fragen, als die Frau ihren Mund öffnete. Die Worte blieben ihm im Hals stecken, denn was er da zu sehen bekam, traf ihn schockartig. Die Frau zeigte zwei Zähne.
Spitze Zähne, wie man sie nur bei Blutsaugern fand…

***

Ihre Falle war zugeschnappt!
Und Pamela Barbara Scott, auch unter dem Namen Lady X bekannt, lächelte teuflisch, als sie das entsetzte Gesicht des Mannes sah, der sich über sie gebeugt hatte. So hatte sie es haben wollen. So und nicht anders. Ihr Plan war aufgegangen, denn sie brauchte das, was der Mensch hatte, so dringend wie ein Ertrinkender den Sauerstoff. Sekundenlang geschah überhaupt nichts. Das Entsetzen nagelte den jungen Mönch förmlich fest. Er hielt auch noch die Schultern der Frau, starrte in das Gesicht mit dem leicht geöffneten Mund, sah die langen Zähne aus dem Oberkiefer ragen und schüttelte den Kopf, wobei er immer bleicher wurde und seine Gesichtshaut allmählich so blaß wurde wie die der vor ihm liegenden Frau.

Nur zögernd löste er seine Hände von den Schultern. Die Finger rutschten ab. Da bewegte sich die Frau vor ihm. Er sah nicht, daß sie ihre Arme anwinkelte, und als er es bemerkte, war es fast zu spät. Da fühlte er zwei Klammern, die sich in Höhe der Ellenbogen um seine eigenen Arme gespannt hatten und nicht mehr loslassen wollten.

»Ich kriege dich, Freundchen!« flüsterte die Frau.

Der junge Pater ruckte so hastig mit seinem Kopf zurück, daß die Visierklappe seines Helms, die er zuvor in die Höhe geschoben hatte, zuknallte. Er wollte hochschnellen, doch Lady X bewies, daß sie kämpfen konnte. Sie drückte ihre Arme nach links. Einen Augenblick später lag der junge Mann am Boden und mußte mit ansehen, wie sich die Vampirin auf ihn stürzte. »Dein Blut und die Silberkugeln!« keifte sie, als sie dem Mann entgegenfiel und ihre Hände gegen seinen gelbroten Helm schlugen. Da krachte es in den Ohren des Mönchs. Er wollte sich hochstemmen und, als das nicht klappte, wegrutschen, doch die ehemalige Terroristin ließ ihm keine Chance. Sie benötigte nur eine Hand, um das Lederband des Helms aufzufetzen, das das Kinn des Mannes umspannt hatte. Der junge Mönch warf dabei seinen Kopf von einer Seite auf die andere. Der Helm lockerte sich so weit, daß er vom Schädel rutschte und über die Fahrbahn rollte. Die Vampirin machte weiter. Sie kannte keinen Pardon, hob den Kopf des Gegners kurz an und schlug ihn auf die Straße. Der Mönch stöhnte.

Sterne funkelten vor seinen Augen. Der Schlag war verflucht hart gewesen, und er wußte, daß er einen weiteren nicht überstehen würde, ohne das Bewußtsein zu verlieren. Dieses Wissen mobilisierte noch einmal all seine Kräfte, die er nun einsetzte.

Mehr instinktiv als bewußt zog er seine Beine an und stemmte gleichzeitig seine gespreizte rechte Hand in die Höhe, wobei er Glück hatte und das Gesicht der Untoten traf.

Lady X verspürte zwar keine Schmerzen bei einem normalen Angriff, sie zeigte dennoch Reaktionen, wie sie auch ein Mensch in ihrer Situation gehabt hätte, denn sie zuckte zurück. Das gab dem jungen Mönch die Gelegenheit, abermals nachzustoßen. Diesmal wieder mit dem Knie, und die ehemalige Terroristin wurde von seinem Körper geschleudert. Damit hatte Lady X nicht gerechnet. Mönche verabscheuten normalerweise Gewalt. Sie ahnte jedoch nicht, daß dieser junge Mann sich seiner Haut wehren konnte. Während seines Studiums war er ein Barrenturner gewesen. Er hatte Kraft und Kondition.

Der Schmerz in seinem Hinterkopf war ein wenig abgeflaut. Er wuchtete seinen Körper hoch, wobei er sich ein wenig zuviel Schwung gab und fast wieder zu Boden gefallen wäre. Taumelnd blieb er stehen, wandte sich um und schaute genau auf die Scott.

Sie war ebenfalls aufgestanden. Jetzt hatte sich ihr Gesicht verzerrt.

Der offenstehende Mund und die beiden aus dem Oberkiefer ragenden Zähne verwandelten es in eine widerliche Fratze.

Für Clemens gab es keinen Zweifel. Vor ihm befand sich kein Mensch, sondern ein Vampir.

Natürlich wußte er über die Blutsauger Bescheid. Er hatte sich sehr ausführlich mit der Kirchengeschichte beschäftigt und wußte einiges über das Mittelalter, wo der Vampirglaube entstanden war. Damals hatten auch Mönche gegen diese Blutsauger gekämpft, und er fühlte sich in diesen Augenblicken um ein paar hundert Jahre zurückversetzt. Vampire konnte man mit normalen Waffen nicht töten. Auch das wußte der junge Mönch. Um gegen diese blutgierigen Monster Sieger bleiben zu können, mußte er sich schon etwas einfallen lassen. Einen Eichenpfahl trug er nicht bei sich, eine Pistole mit geweihten Silberkugeln ebenfalls nicht, dafür jedoch eine andere Waffe, vor der sich die Mächte der Finsternis, dazu zählte er die Vampire, fürchteten. Das Kreuz!

Jeder aus dem Kloster trug es bei sich. Einige seiner Brüder besaßen wertvolle Silberkreuze, die Verwandte oder Bekannte ihnen geschenkt hatten, andere besaßen nur einfache geweihte Holzkreuze, wie auch der junge Bruder Clemens. Seine Mönchskutte hatte er ausgezogen, das Kreuz jedoch legte er nie ab.

Er mußte es nur hervorholen, was leider Zeit kostete, denn er hatte seine lederne Jacke bis zum Hals hin geschlossen. Clemens wich zurück.

Er mußte dies tun, denn die Vampirin hatte sich wieder gefangen und wollte das Blut des Gegners. Wer war schneller? Ein Sprung zurück.

Es war das Pech des jungen Mönchs, daß er sich dazu entschlossen hatte, denn er dachte nicht mehr an seine auf der Straße abgestellte Maschine.

Mit dem Rücken prallte er gegen sie, spürte zuerst den Widerstand, der plötzlich nachgab, und als die Honda umkippte, fiel auch Bruder Clemens.

Er prallte auf den Rücken, wobei er die Honda praktisch unter sich begrub.

Das Krachen, mit dem das Metall über den Asphalt schrammte, machte ihm klar, wie sehr sich seine Lage verschlechtert hatte, denn nun konnte sich die Bestie auf ihn stürzen. Und sie kam.

Er sah sie seitlich. Den Mantel hatte sie weggeschleudert. Wie eine übergroße tote Fledermaus lag er auf der Straße, und dann wuchtete sich Lady X vor.

Daß es eine Finte war, bemerkte der junge Mönch zu spät. Die Blutsaugerin stoppte ihren Sprung, drehte kurz vor Erreichen ihres Gegners ab und trat mit dem rechten Fuß zu. Es war ein Hammertritt,

er erwischte den ungedeckten Körper, und der junge Mönch schrie auf. Plötzlich sah er seine Gegnerin nicht mehr, weil vor seinen Augen blutrote Nebel wallten. Einige Stellen seines Körpers fühlten sich an, als wären sie in kochendes Öl getaucht worden. Clemens erlebte die Hölle.

Er hatte den Reißverschluß der Lederjacke zwar geöffnet, doch er kam nicht an sein Kreuz heran. Die Zeit war einfach zu kurz. Er schrie weiter, weinte, und die Tränen verschleierten seinen Blick.

Dennoch wollte er nicht aufgeben, rollte sich um die eigene Achse, und seine rechte Hand suchte nach dem schlichten Holzkreuz. An einem Band hing es um seinen Hals. Es hatte sich in die Haut gegraben, saß ziemlich eng, und er mußte sich höllisch anstrengen, um an diese kleine, aber dennoch sehr wertvolle Waffe heranzukommen.

Pater Clemens wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war. Ihm erschien es wie eine Ewigkeit, während er sich über die Straße wälzte, den Schmerz verbiß und versuchte, das eng anliegende Band zu zerreißen.

Es gelang, und er stieß erneut einen Schrei aus, doch diesmal klang er erleichtert. Er breitete die Beine aus, blieb auf dem Rücken liegen, wollte etwas sehen und hob die Hand, die er zur Faust geballt hatte und aus der das Kreuz hervorschaute. Clemens wollte noch eine Gebetsformel hinzusetzen, doch er fühlte sich zu schwach. Nicht ein Wort drang über seine Lippen, und so hoffte er auf die abschreckende Wirkung des Kreuzes.

Er hoffte nicht vergebens.

Lady X sah ein, daß sie einen Fehler begangen hatte. Sie wollte es genießen, den jungen Mann fertigzumachen, und war aus diesem Grunde zu langsam gewesen.

Als sie ihn endlich erreicht hatte, da hielt er ihr das Kreuz entgegen, obwohl ihn der Schmerz fast wahnsinnig machen mußte.

Die Scott zuckte zurück.

Wie alle Vampire haßte sie Kreuze, und aus ihrem Mund drang ein wütendes Knurren.

Für einen Menschen, den Christen, bedeutete das Kreuz den Anfang, die Hoffnung. Für sie als Vampir genau das Gegenteil: die Vernichtung und das Ende. Das alles war der Scott bekannt.

Dennoch lächelte sie, obwohl sich ihr Gesicht verzogen hatte. Und sie zischte dem Mann die nächsten Worte entgegen, als wäre sie eine sprechende Schlange.

»Warte nur, ich kriege dich. Wenn nicht so, dann eben anders!« Ein böses Lachen folgte den Worten, als sie bereits abdrehte und sich der Felswand näherte, die links von ihr in die Höhe wuchs.

Sie führte senkrecht bis in die Scheitelhöhe eines Menschen hoch. Danach wurde sie mehr zu einem Hang, der mit Büschen bedeckt war,

die bis an das senkrechte Teilstück heranwuchsen.

Zwischen den Zweigen schimmerte etwas schwarz in einem eigenartigen metallischen Glanz. Der ›Bräutigam‹ der Lady X. Ihre Maschinenpistole!

Man konnte sich Lady X ohne MPi überhaupt nicht vorstellen. Zudem hatte sie etwas, was für Wesen wie sie wohl einmalig war. Lady X besaß für die Maschinenpistole nicht nur normale Bleimantelgeschosse, sondern auch geweihte Silberkugeln.

Leider war dieser Vorrat zu Ende gegangen. Deshalb war sie in die Gegend gekommen, um sich mit neuer Munition einzudecken, damit sie gegen schwarzblütige Feinde mit einer weißmagischen Waffe antworten konnte. Etwas beinahe schon Unglaubliches, aber die Scott liebte nun mal die unglaublichen Dinge, und das machte sie so gefährlich, weil sie immer so handelte, wie es gerade nicht vorauszusehen war. Natürlich konnte sie selbst das geweihte Silber nicht anfassen. Es würde schwierig werden, das Magazin zu laden, aber auch dafür hatte sie schon eine Möglichkeit gefunden. Lady X riß die Waffe aus dem Gebüsch hervor. Ein paar Zweige hakten nach, die sie mit Gewalt entfernte. Jetzt wirbelte sie herum, lachte beißend und legte auf den jungen Mönch an.

Es war Clemens gelungen, sich unter unsäglichen Qualen aufzurichten. Er saß auf der Fahrbahn, stützte sich mit der linken Hand ab und hielt in der ausgestreckten Rechten das Kreuz, das genau auf den Körper der Vampirin wies. Diesmal hatte sie keine Furcht. Jetzt war sie bewaffnet. Nur kurz hob sie die Waffe an. Dann schoß sie.

Bis zuletzt hatte der junge Pater es nicht glauben wollen. Er war von der kleinen Mündung auf eine erschreckende Art und Weise fasziniert gewesen und sah dann das kurze fahle Aufblitzen, bevor ihn die Kugeln trafen. Das Kreuz zersplitterte, getroffen von den Bleimantelgeschossen, die Holzstücke flogen durch die Luft und regneten auf einen leblosen Körper nieder, sofern sie nicht vom Wind erfaßt und weggeweht wurden. Der Kampf hatte sehr lange gedauert, doch Lady X war es gelungen, ihn für sich zu entscheiden.

Der Mönch lebte nicht mehr, das Kreuz war zerstört. Sie lachte leise, hob ihren Mantel auf und ging hinüber zu dem Toten. Dann bückte sie sich und schleifte ihn an den Rand der Straße, wo es steil in die Tiefe ging. Zwischen zwei Begrenzungssteinen rollte sie den Toten über die Kante, der in die Tiefe fiel, Geröll mitriß, durch ein grau gewordenes Schneefeld rutschte und irgendwo liegenblieb. Danach kümmerte sie sich um die Maschine. Irgendwo mußten die Kugeln stecken. Sie öffnete die beiden Packtaschen. Als sie die Klappe an der linken hochhob, da sah sie das braune Päckchen.

Zufrieden war das Lächeln, das auf ihren Lippen lag. So hatte sie es

sich gewünscht. Endlich hielt sie die geweihten Kugeln, die sie so dringend benötigte, in den Händen. Zufrieden bewegte sie ihren Kopf. Sie nahm das Päckchen heraus und ließ es in der Innentasche des Mantels verschwinden, den sie anschließend überstreifte. Noch stand die Maschine auf der Straße. Sie sollte verschwinden, aber das wollte nicht die Scott übernehmen, sondern ein anderer. Sie wußte auch, wer. Sie brauchte ihn nicht zu rufen, denn er kam schon den Hang herunter. Er hatte dort gesessen, damit er alles genau beobachten konnte. Zuerst fiel Geröll auf die Straße, denn die Gestalt schaute nicht genau hin, wo sie auftrat. Es war ihr egal. Da knickten Zweige, da wurde Gras aus dem Boden gerissen, aber der Weg war frei. Frei für Xorron!

Mit einem letzten Sprung überwand er die noch trennende Distanz und landete auf der Fahrbahn, wobei er etwas mit beiden Händen festhielt. Es war ein Würfel.

Ein besonderer Quader, die stärkste Waffe, die Lady X als Erbe des Solo Morasso übernommen hatte. Man nannte ihn den Würfel des Unheils, und seine Herkunft lag selbst für die Vampirin im Dunkel der Zeiten.

Sie hatte Xorron, diesem unheimlichen Monster, den Würfel zu treuen Händen übergeben. Jetzt wollte sie ihn wieder an sich nehmen und verlangte ihn zurück. Xorron gab ihn widerspruchslos ab. Er hatte Lady X anerkannt, im Gegensatz zu dem anderen Monster, das noch zur Mordliga gehörte, Vampiro-del-mar. Ihm hätte die Scott den Würfel niemals gegeben, denn ihm paßte es nicht, daß er ins zweite Glied gerückt war und die Befehle der Lady X entgegennehmen mußte.

»Wirf die Maschine in die Schlucht!« befahl die Vampirin.

Xorron gehorchte. Als bestünde die Honda aus Pappe, so leicht hob er sie an und schleuderte sie dort über den Rand, wo auch die Leiche des Mönchs verschwunden war.

Beide lauschten dem Echo nach, das entstand, als die Honda gegen Felsen und Steine prallte. Danach war es ruhig.

Lady X wandte sich ab. Ihre Aufgabe war erfüllt. Sie hatte die Silberkugeln, und Sinclair würde sich wundern…

***

Ich wunderte mich in der Tat. Und zwar über das Telegramm, das mir der Pater geschickt hatte. Gleichzeitig war ich entsetzt. Als ich es sinken ließ und Suko anschaute, war auch sein Gesicht bleich geworden.

Mit wenigen Worten hatte Pater Ignatius alles Wesentliche in dem Telegramm zusammengefaßt.

Jetzt wußte ich auch, aus welchem Grund der Nachschub an

geweihten Silberkugeln nicht bei mir eingetroffen war. Er konnte nicht eintreffen, denn man hatte den Boten auf dem Weg vom Kloster hinunter nach Peelham überfallen und brutal ermordet. Seine Leiche war, wie auch das Motorrad, in einer Schlucht gefunden worden. Man hatte den Boten erschossen. Laut Polizeibericht sollte er von sechs Kugeln getroffen worden sein, abgefeuert aus einer Maschinenpistole. Soweit das Telegramm, das noch mit einem Hilferuf des Paters an mich verbunden war.

Ich aber dachte schon eine Etage weiter. Der Tote war durch die Garbe aus einer MPi umgebracht worden. Zudem hatte sein Mörder die Silberkugeln höchstwahrscheinlich gestohlen. Und wer schoß mit einer Maschinenpistole, die auch mit geweihten Kugeln geladen werden konnte? Eigentlich nur eine. Lady X!

Ich dachte daran, aber Suko, der die gleichen Gedankengänge verfolgte wie ich, sprach den Namen aus.

»Ja, es war die Scott«, flüsterte ich und ballte die rechte Hand zur Faust. »Verdammt, daß ich daran auch nicht gedacht habe. Wir hätten es ja ahnen müssen. Die Kugeln halten schließlich nicht ewig, und selbst kann sie keine geweihten Geschosse herstellen.«

»Du kannst nicht an alles denken, John«, versuchte Suko mich zu beruhigen, dem ich wohl leid tat, weil ich meine Hände vor dem Gesicht verschränkt hielt und gebeugt auf dem Stuhl hockte.

»Nein, nein, ich habe da einen schweren Fehler gemacht.«

»Und jetzt?«

Ich hob die Schultern. »Wir werden wohl nach Schottland fahren müssen.«

»Wolltest du da nicht sowieso hin?«

Ich nickte. »Aber in eine andere Gegend.«

»Was ist wichtiger?«

Ich überlegte. »Glaubst du denn, daß sich Lady X noch in der Nähe des Klosters aufhält?«

»Möglich.«

»Richtig. Aber nicht sicher. Was sollte sie dort? Sie hat doch jetzt, was sie braucht.«

»Trotzdem würde ich an deiner Stelle mit dem Pater reden. Es ist besser, und vielleicht finden wir noch Spuren von Lady X oder ihren widerlichen Monstern.« Da hatte Suko nicht unrecht. Wir mußten uns entscheiden, ob wir nun ins Kloster hochfuhren oder nach Billings, wo die seltsame Krankheit aufgetaucht war.

Darüber redeten wir, bis Glenda Perlons eine gute Idee hatte.

»Weshalb teilt ihr euch die Arbeit nicht?«

Beide waren wir ein wenig begriffsstutzig, denn wir fragten wie aus einem Mund: »Wieso?«

»Einer von euch fährt hoch zum Kloster, der andere versucht es in

Billings. Das wäre immerhin eine Möglichkeit.«

Ich schlug auf den Schreibtisch und stand gleichzeitig auf. »Mädchen, das ist nicht nur irgendeine Möglichkeit, sondern eine verdammt gute zudem. So machen wir es auch. Frage ist: Wer fährt nach Billings, und wer besucht das Kloster?«

»Du, John.«

»Das Kloster?«

Suko nickte. »Sicher, die Silberkugeln sind ja für dich bestimmt gewesen, obwohl ich auch etwas davon habe. Aber Adressat bist du nun mal. Tut mir leid.«

»Dann werde ich dem Pater einen Besuch abstatten«, erwiderte ich ergeben und schaute zu, wie Suko eine Karte von Schottland hervorholte, sie ausbreitete und sich darüberbeugte. Plötzlich lachte er auf, hob den Kopf und schaute uns an. »Wißt ihr was, Freunde?«

»Nein, du hast es uns noch nicht gesagt.«

»Das werde ich jetzt tun. Billings und das Kloster liegen gar nicht mal so weit auseinander. Man kann hinspucken.«

»Aber nur auf der Karte.«

»Sei doch nicht so pingelig!« Der Inspektor grinste. »Wie heißt die Devise? Getrennt marschieren, aber vereint zuschlagen…«

***

Nicht Lady X hatte das Magazin mit Kugeln gefüllt, sondern der Unhold Xorron. Er konnte dies ohne weiteres bewerkstelligen, denn es gab wohl kaum etwas, das er fürchtete. Ebenso schwer war es, eine Waffe zu finden, die tödlich für ihn war. Xorron war bereits jetzt eine schreckliche Legende.

Er hatte nicht einmal direkt ein monsterhaftes Aussehen. Man konnte ihn mit einem Menschen vergleichen, der einen milchigen Anstrich erhalten hatte. So sah die Haut von Xorron aus. Dabei hatte er eine menschliche Gestalt aufzuweisen. Da jedoch endeten die Zugeständnisse an die Menschheit. Aus welch einem Material die Haut bestand, wußte niemand zu sagen. Sie galt jedoch als unzerstörbar, obwohl sie leicht durchsichtig war, denn hinter dieser milchig-weißen Haut, da schimmerten grünlich die Knochen eines Skeletts. Wissenschaftler hatten es nie untersucht, und so konnte auch keiner sagen, ob es sich bei diesen Knochen um menschliche handelte. Zudem war das nicht das Problem, sondern Xorron und sein roboterhafter Killerinstinkt. Hinzu kam der blinde Gehorsam dem Chef oder Leiter gegenüber, und Xorron führte immer das durch, was man ihm auftrug. Unterschiede kannte und machte er dabei nicht. Xorron war eine Bestie!

Dieser Ausdruck paßte wohl am ehesten zu ihm. Er kannte keine Gefühle, weder menschliche noch nichtmenschliche, und in seinem

glatten Gesicht war auch nichts abzulesen. Eine Kopfform nebst Gesicht, das an ein großes Ei erinnerte, wobei auf das Ei fünf Schlitze aufgemalt worden waren. Zwei für die Augen, zwei für die Nasenlöcher, der letzte Schlitz für den Mund. Wenn er diesen öffnete, dann präsentierte er etwas wie Zähne oder Reißer, die an Stahlzinken eines aufgerichteten Kamms erinnerten.

So unförmig Xorron auch wirkte, er war dennoch schnell, geschickt und gewandt. Das hatte er bewiesen, als er seinen ersten Chef, Solo Morasso, retten wollte, als dieser in das Becken mit den gefräßigen Piranhas gefallen war. Auch Lady X war aus ihrem wichtigen Helfer nicht schlau geworden. Während er das Magazin der Waffe mit den Silberkugeln auflud, schaute sie ihn aus den Augenwinkeln an. Sie fürchtete sich zwar nicht vor ihm, hatte manchmal jedoch ein ungutes Gefühl, wenn sie ihn so anblickte. Falls Xorron einmal durchdrehte, dann würde er auch sie unangespitzt in den Boden schlagen. Soweit durfte es nicht kommen. Die beiden dämonischen Wesen waren nicht auf der Straße geblieben, sondern hatten sie verlassen. Dabei hatten sie noch eine eigentlich etwas beunruhigende Beobachtung gemacht. Die Leiche des Mönchs war schon gefunden worden. Ein einsamer Schäfer, der trotz des Winters die Bergwelt durchwanderte, hatte sich in der Nähe aufgehalten und den Toten entdeckt.

Lady X war klar, daß Nachforschungen angestellt werden würden, und vielleicht erhielt auch John Sinclair Bescheid. Sie richtete sich jetzt schon darauf ein, daß sie ihm wieder gegenüberstehen würde. In den Karpaten waren sie sich zuletzt begegnet. Im Schloß des Vampir-Grafen von Leppe war es zum großen Kampf gekommen, und Sinclair hatte der Vampirin wieder einen Stolperstein in den Weg gelegt. Ihren großen Plan allerdings wollte sie nicht aufgeben. Rumänien war genau das Land, das sie anzog. In diese Urheimat der Vampire wollte sie ihre Wirkungsstätte verlegen und dort auch den Geheimbund der Vampire ins Leben rufen.

Das allerdings hatte noch ein wenig Zeit. Erst mußten die Vorbereitungen abgeschlossen werden, und dazu gehörte auch die Beschaffung der geweihten Silberkugeln. »Fertig?« fragte sie.

Xorron wandte ihr seinen Kopf zu. Aus den Schlitzen schaute er sie an. Es war kaum zu erkennen, daß er die Augen geöffnet hatte. Er sprach auch nicht, sondern nickte.

»Dann gib die Waffe her!«

Xorron warf sie seiner Herrin hinüber.

Lady X fing die Maschinenpistole auf. Es waren noch Kugeln übriggeblieben. Zweimal konnte sie bestimmt nachladen, und diese Silbergeschosse ließ sie in einer Schachtel verschwinden, die sie einsteckte. Lady X war zufrieden.

Auch das Versteck hatte sie gut gewählt. Es lag am Hang, der eine

Südseite aufwies. Weggetaut war der Schnee. Bäume umgaben sie, und sie hatte einen freien Blick hinunter in ein Tal, wo ein schmaler Wildwasserbach schäumte.

Er quirlte über die Steine und Felsen. Dabei sah er aus, als hätte jemand Waschpulver hineingeschüttet.

»Wohin führt der Bach?« wollte Xorron wissen. Er sprach mit einer seltsam klingenden Stimme, die mehr an einen Computer erinnerte.

Lady X folgte mit ihren Blicken dem Verlauf des Bachs und bewegte nickend den Kopf. »In die Nähe von Billings«, erklärte sie.

»Dort sind Menschen?«

»Ja.«

»Wäre das nicht etwas für uns?«

Die Scott lächelte schmal. »Eigentlich schon«, gab sie zu. »Nur müssen wir jetzt zusehen, daß wir erst einmal die Kugeln wegschaffen. Wir werden uns mit Hilfe des Würfels nach Südamerika teleportieren, denn ich will wissen, was Vampiro-del-mar so alles anstellt.« Damit war Xorron einverstanden. Die Reste der Mordliga hatten hoch oben in den Anden ein gutes Versteck gefunden, eine Naturhöhle, in der sie sich verbergen konnten. Lady X nannte sie die provisorische Operationsbasis, denn die richtige wollte sie in Rumänien errichten, wo das Grauen seine Heimat hatte, wie sie immer behauptete. Pamela Scott nahm den Würfel.

Sehr behutsam faßte sie ihn an. Er klemmte zwischen ihren Händen, und sie lächelte, als sie auf die Fläche starrte. Dieser Würfel war etwas Besonderes. Man konnte ihn manipulieren. Er gehorchte jeweils seinem Besitzer. Lady X manipulierte ihn zum Schlechten hin, ein anderer würde damit Gutes tun. So war der Würfel ähnlich einem Chamäleon, das je nach Lage immer seine Gestalt farblich veränderte. Im übertragenen Sinne galt dies auch für den Quader.

Ein wirklich seltenes Stück. Lady X genoß es jedesmal, wenn sie ihn in der Hand hielt. Vor allen Dingen dann, wenn sie Ruhe hatte und es auskosten konnte.

»Werden wir wieder zurückkehren?« fragte Xorron.

»Ich denke schon.«

»Und was wollen wir hier?«

»Ich will nur sehen, wie es weiterläuft und welch ein dummes Gesicht John Sinclair macht, wenn er tatsächlich kommen…« Das letzte Wort verschluckte sie. Dafür zuckte sie zusammen.

Auch Xorron hatte es bemerkt, sagte aber nichts. Er schaute zu, wie Lady X aufstand.

Die Vampirin blieb breitbeinig stehen. Sie hielt den Oberkörper nach vorn gereckt. Der Wind fuhr gegen sie und ließ ihr langes Haar flattern. Scharf drehte sie sich plötzlich zu Xorron herum.

»Da stimmt etwas nicht«, sagte sie.

»Was?«
»Ich habe keine Ahnung.«
»Ist Sinclair da?«
»Nein. Er wäre auch nicht ein so großes Problem«, erwiderte sie leise. Dabei schüttelte sie den Kopf, zog ihre Lippen zurück, und die beiden Zahnspitzen schauten aus dem Oberkiefer hervor.
Xorron wollte ebenfalls nicht mehr sitzen. Er stand ein wenig schwerfällig auf und blickte in die Runde.
»Wir werden noch einmal zurückkehren und es herausfinden«, erklärte Lady X. »Jetzt wird es Zeit für die Höhle.« Sie konzentrierte ihre Gedanken auf den Würfel, begann damit, ihn zu manipulieren, dachte stark an ihr Ziel und wollte, daß der Würfel sie dorthin brachte. Es tat sich nichts.
Zuerst lächelte die Vampirin noch. Dann zerfaserte dieses Lächeln, wurde zu einer Grimasse, während sie einen zweiten, diesmal noch konzentrierteren Versuch unternahm. Wieder nichts.
»Was ist los?« fragte Xorron.
Lady X hob die Schultern. »Der Würfel«, erwiderte sie mit leiser Stimme. »Er funktioniert nicht mehr…«
Zum ersten Mal seit langer Zeit verspürte sie so etwas wie Angst in sich aufsteigen…

***

Wir waren geflogen und gefahren. Die gesamte Strecke mit dem eigenen Wagen zurückzulegen, erschien mir von der Zeit her nicht angemessen. Wir wären zu viele Stunden unterwegs gewesen, und das war nicht der Sinn unserer Aktion. Es war bei unserem Plan geblieben. Ich wollte Suko in Billings absetzen, wo er sich mit Dr. McGovern in Verbindung setzen konnte. Doch mein Freund hatte Einwände gehabt. Wenn wir dort auftauchten und als Fremde erkannt wurden, konnte es seiner Meinung nach zu auffällig sein. Also wollte er mit dem Bus weiterfahren.
Dagegen hatte ich nichts. Auf der Straße nach Billings überholten wir den Bus, und eine Haltestelle weiter setzte ich meinen Freund und Kollegen ab.
Im Rückspiegel sah ich seine winkende Gestalt kleiner werden, als ich Gas gab und den Leih-Rover in eine Linkskurve lenkte, so daß Suko meinen Blicken entschwand. Den Weg zum Kloster hoch kannte ich noch, obwohl ich sonst von einer anderen Seite gekommen war. Kurz vor Peelham traf ich wieder auf die normale Straße. Im Ort selbst wollte ich noch tanken. An der ersten Station hielt ich an.
Soweit ich erkennen konnte, hatte sich nichts verändert. Peelham war noch immer das kleine Dorf am Fuß der herrlichen Schottland-Berge geblieben, die wenig Schnee zeigten und nur ihre Spitzen mit

weißen Hauben verhüllt hatten. Der Januar war wirklich zu warm.

Zwar schaute mich der Tankwart prüfend an, vielleicht hatte er mich auch erkannt, doch er sagte nichts und füllte in aller Ruhe den Tank meines Wagens.

Ich mochte die Gegend. Sie strahlte eine gewisse Romantik aus, die man auch mit dem Wort ›ungezügelt‹ umschreiben konnte. Hier hatte der Mensch noch nicht in den Haushalt der Natur eingegriffen, und gerade das gefiel mir so. Ich zahlte die Rechnung und machte mich wieder auf den Weg. Bestimmt würde ich dem Ort noch später einen Besuch abstatten.

Hinter Peelham begann die Serpentinenstraße, die hoch zum Kloster St. Patrick führte. Eine Straße, die kaum befahren war und zu den einsamsten gehörte, die ich kannte. Die Fahrt in die Berge genoß ich sehr. Ich konnte mich nicht satt sehen an den stillen Gewässern, den schäumenden Wildbächen, dem plötzlich hinter einer Kurve erscheinenden Felspanorama und auch an dem leicht grauen Himmel mit seinen schweren Wolken, die mir sehr nach Schnee aussahen. Je höher ich fuhr, um so enger wurden die Kurven. Irgendwann hörte auch der Asphalt auf, so daß ich den letzten Rest auf einem Schotterweg zurücklegte. Jetzt sah ich auch mehr Schnee. Er lag besonders an den Nordhängen, doch er zeigte eine verharschte Oberfläche, und seine Farbe war schon schmutzig.

Noch eine Kurve, und ich sah die Mauern des Klosters vor mir. Ich atmete aus.

Da stand sie also, die Trutzburg des Guten. Das Kloster St. Patrick. Ein gewaltiges Bauwerk, in dem brave Mönche ihre Pflicht taten und das auch mir Schutz bieten würde. Die Stille wurde plötzlich durch ein helles Klingen gestört. Es waren Arbeitsgeräusche, die aus der Schmiede kamen, in der mein Freund Pater Ignatius an der Arbeit war. Dieser hell klingende Schlag kam mir vor wie ein Willkommensgruß, und als ich den Wagenschlag aufstieß, wurde die kleine Pforte neben dem großen Eingangstor bereits geöffnet. Allerdings nur das Guckloch, hinter dem ich ein Gesicht entdeckte, das sich zu einem Lächeln verzog, als ich langsam näher heranschritt. »John Sinclair«, vernahm ich die ruhige, aber dennoch freudige Stimme eines Mönches. »Sei herzlich willkommen.«

»Danke, Pater«, erwiderte ich und verbeugte mich leicht.

»Warte, ich öffne. Willst du deinen Wagen in den Hof fahren oder vor dem Kloster…?«

»Ich fahre ihn in den Hof, wenn es dir nicht zu viele Umstände macht.«

»Nein, nein, ganz im Gegenteil. Komm nur, du bist ein Gast, den wir gern sehen.« Das Gesicht verschwand, die Luke wurde geschlossen, und ich hatte ein wenig Zeit, mich umzuschauen. Ich blickte an den

trutzigen Mauern hoch. Ja, die kannte ich sehr genau. Und ich erinnerte mich automatisch an die Szene, als ich die Horror-Reiter bekämpfte. Ich sah Kara vor meinem geistigen Auge, die Schöne aus dem Totenreich. Auf der Mauer stand sie und schwang ihr Schwert mit der goldenen Klinge. Es war ein unheimlicher, mörderischer Kampf gewesen. Im nachhinein lief mir noch eine Gänsehaut über den Rücken. Und wäre Suko nicht gewesen, hätte es für mich trotz Karas Hilfe sehr bitter ausgesehen. Ich war ehrlich genug, dies zuzugeben.

Schwere Riegel mußten von innen zur Seite gewuchtet werden, um das Tor öffnen zu können. Ich vernahm die rumpelnden Geräusche, ging zurück zum Rover, stieg ein und konnte wenig später in den Hof hineinfahren. Als ich durch das Tor rollte, da sah ich auch die Mönche. Diejenigen, die sich in der Nähe aufgehalten hatten, ließen von ihren Arbeiten ab und schauten mir entgegen. Besonders einer.

Ein hochgewachsener, kräftiger Mann, der mir zuwinkte und dessen Gesicht ein breites Lächeln zeigte. Pater Ignatius!

Ich lenkte den Wagen nach links, denn ich wollte ihn nahe der Schmiede abstellen.

Der Pater wies mich ein. Zweimal mußte ich noch rangieren, dann stoppte ich und stieg aus.

»John Sinclair!« Seine Stimme dröhnte mir entgegen. »Sei willkommen bei uns, mein Freund!« Der Pater kam mir mit ausgestreckten Armen entgegen, und wir begrüßten uns auf eine herzliche Art und Weise.

Ein gutes Gefühl erfüllte mich, denn ich war nach Hause gekommen. Jawohl, Freunde, ich fühlte mich zu Hause. Dieses Kloster bot mir den Schutz, den ich voll auskosten konnte. Nicht nur Pater Ignatius begrüßte mich, auch der Abt erschien. Sein Händedruck war fest. Die Augen strahlten eine Herzlichkeit aus, wie es sie nur bei zufriedenen Menschen gibt. Und diese hier waren sehr zufrieden.

»Wo können wir reden?« fragte Pater Ignatius, nachdem die Begrüßung vorbei war.

»Das ist mir egal.«

»Dann komm zu mir.«

»Gern.«

Wie betraten die Schmiede. Auch sie kannte ich. Der einzige Raum war nicht groß, doch er beinhaltete alles, was man für die Arbeit benötigte.

Da gab es die gemauerte Feuerstelle, das entsprechende Werkzeug, eine lange Bank und einen Schrank, der bis zur Decke reichte und in dem der Pater das Silber für die Kugeln aufbewahrte. Eigentlich war es Silbererz. Es stammte aus Minen, die der Kirche gehörten, und wurde zweimal im Jahr zum Kloster gebracht.

Das Feuer glühte noch. Es verbreitete einen düsteren Schein, der

genau in diese Schmiede paßte. Manchmal tanzten rote Flecken über die Wände, und der Pater bat mich, auf der Bank Platz zu nehmen. Er selbst setzte sich noch nicht. Dafür verschwand seine Hand unter der Kutte, und aus irgendeiner Tasche holte er etwas hervor. Bei genauerem Hinsehen erkannte ich eine kleine Flasche.

»Whisky?« fragte ich.

Pater Ignatius lächelte. »Nein, mein Freund, doch nicht so etwas. Obwohl wir auch guten Whisky haben. Aber es gibt hier einen Bruder, der es versteht, die Schnäpse selbst zu brennen. Und das ist einer davon. Aus den Beeren des Waldes. Ein flüssiger Rest des letzten Sommers, mein Freund.«

Er reichte mir die Flasche, die ich mit einem dankbaren Nicken entgegennahm und trank. Kinder, war das ein Schnaps. Der trieb mir nicht nur die Tränen in die Augen, sondern auch ins Knopfloch. Ein paarmal holte ich tief Luft, bevor ich die Flasche Ignatius zurückreichte.

»Wie war er?«

Ich schüttelte den Kopf, deutete auf meinen Mund. Mehr konnte ich nicht, denn eine Antwort zu geben, war nicht drin. Der Schnaps erlaubte es nicht. Er brannte noch in der Kehle nach.

»Hat er dir gemundet, John?«

»Und wie. Aber man muß sich nach einem Schluck kurz erholen.«

Der Mönch nickte gedankenverloren. »Das habe ich dem Bruder auch gesagt. Ich glaube, er hat ihn ein wenig zu stark gemacht, der Gute.«

»Und das sagst du erst jetzt?«

»Tut mir leid, aber ich wollte sehen, wie ein normaler Mensch darauf reagiert.«

»Da kommt man nichtsahnend her, und schon ist man ein Versuchskaninchen.«

Pater Ignatius hob den Finger. »Das passiert nur bei Freunden.«

Ich gab mich erstaunt. »Dann möchte ich gern einmal wissen, was ihr euren Feinden anbietet.«

»Darüber will ich nicht reden, John.« Er ließ sich neben mir nieder und hob die Schultern.

»Gleich ist die Beerdigung«, sagte er. »Wir haben Bruder Clemens hochbringen lassen. Wirst du an der Totenfeier teilnehmen, John?«

»Natürlich. Ist die Leiche normal?«

»Ja, wieso?«

»Ich kann dein Erstaunen verstehen«, erwiderte ich, »aber ich frage aus einem bestimmten Grund. Der Mann ist durch eine Garbe aus einer Maschinenpistole gestorben. Das kann auf Lady X hindeuten, muß aber nicht. Und da es sich bei ihr um einen Vampir handelt, wäre es möglich, daß sie das Blut getrunken hat.«

»Ja, das kann sein.« Der Pater stützte sein Kinn auf die offene Fläche

der rechten Hand. Während er die Antwort gab, starrte er in das kleiner gewordene Feuer. »Nur will ich nicht so recht daran glauben.«

»Hast du einen Grund?«

Der Pater wand sich. »Grund ist zuviel gesagt. Weißt du, wir haben es hier wohl mit einer anderen Magie zu tun, nicht mit der eines Vampirs.«

»Jetzt verstehe ich nichts.«

Pater Ignatius schaute mich sehr ernst an. »Was ich dir jetzt sage, darüber habe ich bisher mit keinem geredet, und ich möchte dich bitten, es für dich zu behalten.«

»Ehrensache.«

»Es geschah während unserer Frühandacht«, begann mein frommer Freund und erzählte mir von seiner Vision. Ich hörte sehr genau zu.

Viele hätten darüber gelächelt. Ich hütete mich, dies zu tun. Nein, wenn der Pater so ernst redete, dann hatte das schon seine Bedeutung.

»Glaubst du mir?« fragte er zum Schluß. Ich nickte.

Er atmete schnaufend aus. »Das habe ich gehofft, mein Freund. Und ich bin tatsächlich nicht übergeschnappt, wenn du das vielleicht meinst. Es gibt diese weibliche Person, diesen Geist, wenn ich ihn mal so nennen darf.«

»Dann hast du einen Verdacht?« stellte ich fest.

»Den habe ich in der Tat.«

»Rede.«

»Kennst du die griechische Mythologie?«

Ich hob die Schultern. »Was man halt so von der Schule behalten hat. Aber das ist nicht viel.«

»An Pandora wirst du dich erinnern.«

»Klar. Die Frau mit der Büchse oder dem Füllhorn. Schönheit und Grauen zu einer brisanten Mischung gepaart.«

»Das stimmt genau, John. Sie soll aus Lehm erschaffen worden sein. Der Göttervater Zeus hat ihr Leben eingehaucht und sie mit allen Vorzügen ausgestattet, die zu einer Frau gehören. Aber er wollte die Menschen strafen, und zwar durch sie strafen, denn die Menschen hatten Prometheus dazu überredet, das Feuer zu stehlen. Während Prometheus furchtbar für seinen angeblichen Frevel bestraft wurde - man band ihn an einen Felsen, und ein Adler kam jede Nacht und hackte ihm die immer nachwachsende Leber aus dem Leib -, ging Pandora mit ihrer Büchse oder dem Tonkrug zu Prometheus' Bruder Epimetheus. Von den Reizen dieser Frau geblendet, nahm Epimetheus Pandora in sein Haus auf, wo sie das Gefäß öffnete und Übel und Krankheit über die Menschheit schickte.«

Ich nickte. »Ja, jetzt erinnere ich mich wieder. Es ist eine schlimme Geschichte, aber die Mythologie der Griechen war nun mal verdammt grausam. Ist den Prometheus von dem Felsen, an den er geschmiedet

war, nicht befreit worden?«
»Ja, von Herakles.«
»Du hast dich gut informiert, Bruder Ignatius«, sagte ich und blieb, in Gedanken versunken, sitzen. »Deine Vision kann eine große Bedeutung haben«, murmelte ich.
»Welche?«
»Ich weiß es noch nicht so genau. Vielleicht spielt Atlantis eine Rolle. Denn Prometheus hing auch irgendwie mit Atlas zusammen, nach dem der Kontinent Atlantis seinen Namen erhalten hat.«
»Das stimmt.«
»Nur frage ich mich, wie Lady X in diese ganze Sache hineinpaßt. Sie ist meiner Ansicht nach ein Störfaktor.«
»Kann es Zufall sein?«
»Möglich. Eigentlich wollte ich nicht ins Kloster kommen, sondern in Billings einen Fall lösen.«
»Das mußt du mir erklären.«
Ich tat es, und wir zogen beide die gleichen Schlüsse. Diese seltsame Krankheit, die die Menschen von Billings befallen hatte, konnte unter Umständen mit der Vision des Paters zusammenhängen.
»Dann mußt du unbedingt nach Billings fahren«, sagte Ignatius, doch ich schüttelte den Kopf.
»Das brauche ich nicht. Mein Freund Suko schaut sich dort um. Jetzt bin ich froh, ihn mitgenommen zu haben.«
Ignatius lächelte. »Demnach stehen wir beide nicht allein auf weiter Flur?«
»So ungefähr.«
»Pandora macht mir Sorgen, John. Ich bin überzeugt davon, daß sie es ist.«
»Eine Sagengestalt?«
Er lachte. »Daran denke ich auch immer. Trotzdem nehme ich meine Vision sehr ernst.«
»Wobei ich mich frage, welch einen Grund sie gehabt hat, aus irgendeinem Zwischenreich zu erscheinen.«
»Muß sie das?«
»Wenn es nicht so wäre, widerspräche dies allen Erfahrungen, die ich im Laufe der Zeit gesammelt habe. Wenn sie tatsächlich aufgetaucht ist, hat das etwas zu bedeuten.«
»Ich schließe mich deiner Meinung an, John.« Über den Innenhof des Klosters schwang ein dünnes Bimmeln. Es war eine Glocke, die da läutete, doch ihr Klang war nicht dazu angetan, Menschen froh zu machen - im Gegenteil.
Der Pater stand auf. »Die Totenglocke«, sagte er mit leiser Stimme. »Sie ruft uns zur Beerdigung. Kommst du mit?«
»Ja.« Ich erhob mich ebenfalls.

Wir verließen die Schmiede, betraten den Hof, und das Läuten hörte ich nun lauter. Mir rann eine Gänsehaut über den Rücken, während mir ein steifer Wind ins Gesicht fuhr. Die Mönche versammelten sich. Sie gingen gebeugt, stemmten sich gegen den Wind an, der an ihren Kutten zerrte und den Stoff knattern ließ. Am Himmel türmten sich Wolken. Wir hatten zwar späten Vormittag, aber richtig hell wollte es nicht werden. Alles in allem eine schaurige Kulisse für eine Beerdigung.

Ignatius und ich gesellten uns zu den anderen, um den Weg zum Friedhof zu gehen…

***

Lady X schien auf der Stelle festgewachsen zu sein. Sie schüttelte ein paarmal den Kopf, fluchte dann wütend, zischte wie eine Schlange und knurrte auch. Trotzdem erreichte sie nichts. Der Würfel gehorchte ihr nicht. Er dachte nicht daran, sich dem Willen der Blutsaugerin unterzuordnen.

Langsam ließ Lady X die Arme sinken und schaute nach rechts, wo sich Xorron aufhielt.

Das Monster rührte sich nicht. Es stellte auch keine Fragen.

Deshalb sprach Lady X.

»Er reagiert nicht mehr«, flüsterte sie.

»Wieso?«

»Verflucht, das weiß ich eben nicht. Ich habe keine Ahnung, was mit dem Würfel geschehen ist. Vielleicht hat ihn auch jemand manipuliert. Wer weiß?«

»Du hast ihn doch nicht aus der Hand gegeben.«

»Genau, das ist es ja, was mich so fertigmacht. Ich kann mir keinen Grund für dieses Verhalten des Würfels vorstellen.«

»Hast du nicht vorhin etwas gespürt?« fragte Xorron.

Lady X zog die Augenbrauen zusammen. »Ja«, klang ihre gedehnte Antwort, »das stimmt.«

»Was war es denn?«

»Ich kann es nicht sagen, nicht in Worte fassen. Es war irgendwie anders.«

»Und wie?«

»Keine direkte Gegenmagie«, erklärte die Vampirin. »Das auf keinen Fall. Nein, nein…« Sie ging einen Schritt vor, um danach stehenzubleiben wie ein witterndes Raubtier. Einen Erfolg erreichte sie nicht. Aber ihr fiel die Stille auf. Zwar hatte der Wind nicht abgenommen, doch von den üblichen sie umgebenden Geräuschen war nichts mehr zu hören. Sie kam sich vor wie auf einer Insel, die irgendwo im Niemandsland lag.

»Warte hier auf mich«, ordnete sie an und war Sekunden später

verschwunden.
Xorron blieb zurück. Er tat immer, was man ihm sagte. So war es auch an diesem Tag.
Sie hatten sich zwischen Bäumen verborgen gehalten. Nicht nur Tannen und Fichten wuchsen auf dem kargen Boden, sondern auch verkrüppelte Laubbäume, die man allerdings mehr als Sträucher oder Unterholz bezeichnen konnte. Normal konnte Lady X nicht laufen. Sie mußte schon schräg gehen, damit sie auf dem Boden nicht rutschte. Hin und wieder stützte sie sich auch an den Baumstämmen ab, und als sie eine kleine Lichtung auf dem Hang erreichte, blieb sie stehen. Ihr Blick fiel hinunter ins Tal. Sie sah ein schmales Band. Es war ein Weg, keine Straße, und er führte irgendwann aus den Bergen heraus, wo er in eine asphaltierte Straße mündete, die die verstreut liegende Orte miteinander verband. Lady X hatte zwar nun einen guten Aussichtspunkt, sie sah trotzdem nichts.
Still und friedlich lag die schweigende Bergwelt vor ihren Augen. Nichts wies auf eine Gefahr hin. Und doch störte sie etwas.
Lady X war ärgerlich, daß sie dies zugeben mußte, es aber nicht fassen oder begreifen konnte. Obwohl die Luft klar war, schien sie dennoch mit einer fremden Magie erfüllt zu sein, die die ehemalige Terroristin registrierte, gegen die sie aber nicht angehen konnte.
Dann hörte sie ein Rascheln. Es war hinter ihr aufgeklungen. Sie fuhr herum, ließ die MPi von ihrer Schulter rutschen und hielt sie im Anschlag. Sie sah nichts.
Es schien ein Tier gewesen zu sein, das sich seinen Weg gesucht hatte. Das erste Tier überhaupt, dessen Geräusche sie wahrnahm. Deutete dies vielleicht auf eine Veränderung hin? Sie wußte es nicht zu sagen. Etwas Neues hatte sie auch nach einem abermaligen Rundblick nicht feststellen können, und deshalb entschloß sie sich, wieder zu Xorron zu gehen. Xorron hatte ebenfalls nichts bemerkt. Er wartete noch immer an derselben Stelle, schaute seine Herrin an und bewegte seine klauenartigen Hände.
»Nichts«, sagte Lady X.
Sie hatte das Wort kaum ausgesprochen, als beide ein seltsames Geräusch vernahmen. Es klang ähnlich wie ein Knurren oder Schnaufen, und es war dort aufgeklungen, wo der Hang weiter in die Höhe wuchs. Beide schauten in die Richtung. Unterholz bewegte sich.
Lady X folgte mit dem Lauf der Maschinenpistole den sperrigen Zweigen eines Busches, aus dem das Tier, oder was immer es war, herauskriechen mußte. Es kam auch.
Selbst Lady X zeigte sich überrascht. Was sich da aus den Büschen schob, das hatte mit einem Tier kaum noch Ähnlichkeit, obwohl es dem Körperbau nach ein Fuchs sein mußte. Wie hatte er sich verändert!

Wesentlich größer war er geworden, mindestens um das Doppelte gewachsen, und wo sonst das Fell auf dem Rücken wuchs, war die Haut aufgeplatzt, so daß eine schleimige Masse ihren Weg nach draußen und auf den Rücken des Tieres gefunden hatte.

Ein widerliches Sekret, das penetrant stank und an den Seiten nach unten rann, wobei es graugelb schimmerte.

»Ein Ghoul?« hauchte die Vampirin. »Nein.« Sie gab sich selbst die Antwort. Das war kein Ghoul. Die sahen anders aus als dieses mutierte Wesen.

Ghouls waren zwar auch Schleimwesen, und sie ernährten sich von Leichen, doch sie hatten keine Ähnlichkeit mit Tieren. Das Wesen, das aus dem Unterholz kroch, war ein Tier. Ein Fuchs!

Kalt blickten seine Augen. Sie waren auf eine unnatürliche Art und Weise vergrößert, wirkten wie zwei runde Steine. Die lange Schnauze stand halb offen, aus dem Mund tropfte Geifer, der sich mit der gallertartigen Masse vermischte. Lady X schüttelte sich. Nicht vor Ekel, sondern vor Wut, denn sie wußte nicht, was das noch alles zu bedeuten hatte. In diesem Wald lauerten die Gefahren. Da waren aus Tieren Monster geworden, und Lady X hatte ihren Beweis für eine andere Magie erhalten.

Sie drehte sich ein wenig und gab Xorron ein Zeichen. »Schnapp ihn dir.«

Das war der Augenblick, als der Fuchs sprang. Lady X hatte gespürt, daß er sie attackieren wollte, und sie hatte den Befehl genau im richtigen Moment gegeben, denn als der mutierte Fuchs auf sie zuhechtete, setzte sich auch Xorron in Bewegung.

Und abermals bewies er, wie schnell er sein konnte. Sein so plumpes Aussehen täuschte. Plötzlich befand er sich zwischen seiner Herrin und dem Fuchs, der gegen ihn prallte. Ein seltsames Gurgeln und Knurren drangen aus dem Maul des widerlichen Tieres, Laute, die jedoch schnell verstummten, als Xorron seine Pranke um die Schnauze des Fuchses drückte und sie zusammenpreßte.

Das Wesen strampelte mit den Beinen. Es sonderte noch mehr Schleim ab. Lady X trat zurück, weil sie ihre Füße von dem Zeug nicht beschmutzen lassen wollte. Xorron war da nicht so zimperlich. Er tötete das Tier. Auf solche Sachen verstand er sich.

Eine Hand hatte er noch frei. Damit packte er den Nacken des Fuchses und drehte einmal kräftig entgegen dem Uhrzeigersinn. Das Genick wurde gebrochen. Schlaff fiel das Tier aus dem Griff des Unholds Xorron. Er stand langsam auf. An seiner Haut rann der widerliche Schleim in langen Spuren nach unten und hinterließ auf der Erde feuchte Flecken. Zudem stank er erbärmlich. Lady X drehte das getötete Tier auf den Rücken. Es lag inmitten einer Lache, die allmählich im Boden versickerte.

»Ein Fuchs, der mich an einen Ghoul erinnert«, sprach sie zu sich selbst. »Wie ist das möglich?«

Von Xorron erhielt sie keine Antwort. Er handelte in den nächsten Sekunden selbständig, denn er untersuchte die nähere Umgebung dieses Mordplatzes. Ein weiteres Tier fand er nicht. So kehrte er beruhigt zu der Scott zurück.

»Eine fremde Magie!« flüsterte die. »Ich habe es gespürt. Sie ist hier, nur - wo versteckt sie sich?«

Scharf fuhr sie herum. Ihre Augen lebten. Trotz der schwarzen Pupillen war darin ein Funkeln zu erkennen. »Welche Magie ist es? Und weshalb wird sie gerade hier und jetzt aktiv? Das müssen wir herausfinden, Xorron!«

»Pandora!«

Dieses Wort hatte das Monster ausgestoßen, und Lady X glaubte, ihren Ohren nicht trauen zu können. »Was hast du da gesagt?«

»Pandora!«

»Wer ist das?«

Xorron streckte seinen Körper. Er schien noch zu wachsen, bevor er die Antwort gab. »Es ist die Frau mit der Büchse, dem Krug, dem Füllhorn. Es ist Pandora!«

»Kennst du sie?«

»Ja.«

»Woher?« Lady X fragte es lauernd.

»Das weiß ich nicht!«

Hätte ein anderer als Xorron Lady X diese Antwort gegeben, so wäre sie ihm an die Gurgel gefahren. So aber riß sie sich zusammen und fragte mit seidenweicher Stimme: »Du weißt es nicht?«

»Genau.«

»Wieso?«

Jetzt riß Xorron seine Augen auf, und die ehemalige Terroristin sah das rote Leuchten darin, »Es liegt im Dunkel meiner Vergangenheit begraben«, erwiderte er.

»Deiner Vergangenheit? Hast du überhaupt eine?«

»Sicher.«

Lady X dachte nach. Ihre Gedanken schweiften zurück. Sie dachte an ein anderes Land, einen anderen Erdteil, an eine andere Stadt. New York!

Dort, mitten im Herzen von Manhattan, gibt es einen großen Park. Den Central Park. Wo täglich Tausende von Menschen flanierten, hatte Xorron begraben gelegen. Wie lange? Das konnte niemand sagen. Auch nicht, wie er dahin gekommen war, aber er war dort wieder auferstanden, weil Solo Morasso, Chef der Mordliga, ihn damals aus der feuchten Erde geholt hatte.

Unwahrscheinlich und unglaublich war so etwas. Lady X konnte es

kaum fassen. Sie hatte sich immer gefragt, woher Xorron wohl stammen mochte, aber einen Hinweis hatte es nie gegeben. Seine Herkunft lag im Dunkel der Vergangenheit, und nun sollte sie ein gewisser Lichtstrahl aufhellen. Ein Lichtstrahl, der einen Namen hatte, Pandora!

Lady X war nicht dumm. Vor allen Dingen hatte sie das Wissen, das sie sich als Mensch aneignete, nicht vergessen. Ihre Schulbesuche waren immer erfolgreich verlaufen, bis sie während ihres Studiums in eine Szene geriet, die sich mit dem Terrorismus befaßte. Lady X war den Parolen gefolgt und anschließend als eine der meistgesuchten Verbrecherinnen auf die Fahndungsliste gesetzt worden. Als Frau ohne Gewissen, ohne Gesicht, wie ein Phantom - von den Zeitungsleuten war der Name Lady X kreiert worden.

Den hatte sie behalten, auch dann, als Solo Morasso aufgetaucht war und sie auf seine Seite geholt hatte. Sie war das erste Mitglied der Mordliga gewesen und hatte eine steile Karriere hinter sich. Auf ihren Rat hörte Dr. Tod auch noch, als sie zum Vampir geworden war.

»Die Büchse der Pandora«, sagte sie. »Ein Gefäß, das Schrecken und Unheil verbreitet. Kann es auch Menschen verändern?« fragte sie scharf und schaute Xorron an. Von ihm erhielt sie keine Antwort. Er hob nur die Schultern, ansonsten fühlte er sich offensichtlich ziemlich unbehaglich. Das merkte auch die Scott, denn Xorron blieb nicht mehr so ruhig stehen wie sonst. Er bewegte sich auf der Stelle. Sein Blick wieselte, als suche er die Gegner dort, wo sie gar nicht waren.

Konzentriert dachte die Vampirin nach. Sie schaute auf den Fuchs, dessen Kadaver am Boden lag und allmählich auslief. Wenn Pandora ihr Füllhorn oder ihre Büchse geöffnet hatte und die dämonischen Bazillen ausleerte, dann hatten sie sicherlich schon ihre Wirkung gezeigt. Und nicht nur bei diesem Fuchs, sondern auch bei anderen Menschen und Tieren. Warum, zum Teufel, hatte sie es gerade jetzt getan, da sich Lady X und Xorron in der Nähe befanden? An Zufall konnte und wollte die Scott nicht glauben. Es gab eine Verbindung zwischen Xorron und Pandora. Sie mußte nur noch herausfinden, wie diese aussah.

Und an noch etwas dachte sie. Konnte es möglich sein, daß Pandora ihr feindlich gesonnen war? Xorron gehorchte ihr. Wenn er mit Pandora irgendwann einmal in Verbindung gestanden hatte und ihr sogar Untertan gewesen war, dann würde sie unter Umständen Rechte beanspruchen, die ihr Lady X keinesfalls zugestehen wollte. Obwohl sie Pandora bisher noch nicht zu Gesicht bekommen hatte, stufte sie diese Person bereits als Feindin ein.

Sie sah sie nicht. Sie hörte sie. Wie auch Xorron erreichte sie plötzlich die Stimme aus dem Nichts.

»Ich grüße dich, Xorron, Herr der Untoten…«

***

Wir gingen noch nicht zum Friedhof, sondern in die kleine Leichenhalle. Bevor ich allerdings einen Fuß über die Schwelle setzen konnte, hielt mich der Pater zurück.

»John, ich möchte dich nicht kränken, aber du mußt dich entscheiden, ob du mit in die Kapelle kommen oder dir den Toten noch anschauen willst.«

Ich dachte einen Moment nach und entschied mich dafür, bei dem Toten zu bleiben.

»Der Sarg ist übrigens offen«, erklärte Ignatius im Weggehen.

»Danke.«

Ich trat über die Schwelle der kleinen Leichenhalle. Ob klein oder groß, vor Leichenhallen hatte ich zwar keine Angst, aber ein bedrückendes Gefühl strahlen all diese Räume aus. Es ist der allgegenwärtige Geruch des Todes, der Vergänglichkeit und der Verwesung.

Die Halle hatte eine schmale Tür, aber keine Fenster. Dicht unter der Decke sah ich zwei Guck-oder Luftschlitze, ähnlich wie man sie in alten Burgtürmen sieht. Der schmucklose Sarg stand in der Mitte. Nicht einmal ein Kranz lag darauf als Dekoration. Der Boden der Halle bestand aus rötlichen Steinen, die fast fugenlos ineinander übergingen. Es gab nicht einmal Bänke, auch kein elektrisches Licht. Erleuchtet wurde der Raum durch sechs Kerzen, die in eisernen Haltern in jeweils zwei Dreierreihen zu beiden Seiten des Sargs standen.

An der Stirnseite der kleinen Leichenhalle, der Tür damit genau gegenüber, hing ein schmuckloses Kreuz an der Wand. Zwischen dem Kreuz und mir befand sich nur noch der Sarg. Er war tatsächlich offen, wie man es mir gesagt hatte. Der Deckel lehnte an der Wand. Wahrscheinlich würde der Abt den Sarg schließen wollen. Das entsprach der Tradition. Da es in der Leichenhalle sehr still war, vernahm ich den Gesang der Mönche. Er klang dumpf, irgendwie pessimistisch und war der folgenden Zeremonie angemessen. Sie beklagten einen Toten, den eine schreckliche Macht ihnen genommen hatte.

Sehr nahe trat ich an den Sarg heran, so dicht, daß ich mit den Knien fast dagegenstieß. Dann senkte ich meinen Blick und schaute auf die Leiche.

Der Mann war noch jung gewesen. Auch in der Totenstarre konnte ich das erkennen. Er lag auf dem Rücken. Sein Gesicht war wachsbleich, die Hände hatte man ihm auf der Brust gefaltet. Aus der Lücke zwischen den beiden Daumen und Zeigefingern schaute ein schlichtes, kleines Holzkreuz hervor. Der Tote trug kein Leichenhemd. Er wurde in seiner Kutte begraben. Der Sarg war selbst angefertigt worden, denn innerhalb der Klostermauern gab es auch eine

Schreinerwerkstatt, die solche Arbeiten übernahm.

Weshalb hatte er sterben müssen? Was war geschehen? Wenn er hätte reden können, wäre mir wohler gewesen, so aber war ich weiterhin nur auf Vermutungen angewiesen. Ich dachte, während ich das Gesicht des Toten betrachtete, wieder an die Vision des Paters Ignatius. Er hatte eine schöne Frau gesehen, die eine Büchse trug.

War es tatsächlich Pandora gewesen? Eine kaum glaubliche Vorstellung, aber was hatte ich nicht alles schon in meiner Laufbahn erlebt, so daß ich inzwischen das Unmögliche für möglich hielt.

Ich hatte die Tür der kleinen Halle nicht ganz geschlossen, so daß hin und wieder ein Windstoß in den Raum fuhr. Er strich über die Flammen und bewegte sie. Die Flammen führten deshalb einen geisterhaften Tanz auf, dem eine gespenstische Schattenbildung folgte, die über die Innenwände zuckte. Nicht nur dort. Auch die Leiche blieb nicht verschont. Das Gesicht nahm eine andere Farbe an. Manchmal glühte es rötlich, dann wurde es wieder bleich, und einen Augenblick später hatte ich das Gefühl, als würden sich Augen und Mund bewegen. Eine Täuschung?

Nein, die Augen bewegten sich tatsächlich. Nicht nur sie, auch das Gesicht zuckte. Es begann an den Wangen, die sich spannten, und es schien so, als wollte der Tote noch einmal tief Luft holen.

Hatte ich es hier mit einem Zombie zu tun? Ein Untoter an geweihter Stätte? Das durfte doch nicht wahr sein, das konnte es nicht geben und widersprach allen Regeln. Ich schaute genauer hin.

Das Gesicht der Leiche lebte. Es war allerdings kein Leben wie bei einem Zombie. Innerhalb des kalten Körpers schien sich etwas anderes anzubahnen. Dort wirkte eine Magie, die allmählich zum Ausbruch kam.

Es war unwahrscheinlich, so gut wie nicht zu erklären, doch die Magie war vorhanden. Etwas schob sich aus der Tiefe des Körpers in die Höhe, erreichte das Gesicht der Leiche und veränderte es.

Da war ein zweiter Körper, ein Geistkörper, der sich nun allmählich löste. Ich war fasziniert.

Im ersten Augenblick fielen mir die Geschichten der alten Menschen ein, die davon berichteten, daß sie die Seele eines Toten aus dem Körper hätten steigen sehen. Sie sprachen von seltsamen Lichtstreifen, die über dem Toten schwebten, um blitzschnell zu verschwinden. Das war hier nicht der Fall.

Der Geist, der in dem Körper hockte, konzentrierte sich auf das Gesicht, und es veränderte es, indem er sich selbst darüberschob.

Ein neues Gesicht entstand. Das Gesicht einer Frau.

Und da wußte ich Bescheid. Auch ohne mich näher damit befaßt zu haben, war mir klar, wer mich da im Sarg liegend anschaute.

Pandora!

Ihr Gesicht hatte sich über das des Toten geschoben, und es sah aus, als bestünde es aus Glas.

Ich wagte nicht, mich zu rühren, denn irgend etwas mußte das Ereignis zu bedeuten haben. Obwohl Pandora der Geschichte nach eine Feindin von mir sein mußte, war ich gespannt, was sie mir zu sagen hatte. Es waren Laute, die mich an Sphärenklänge erinnerten. Sie drangen aus einer Ferne zu mir, die eigentlich nicht meßbar war. Dabei hätte ich nur die Hand auszustrecken brauchen, um sie zu berühren, aber ich zögerte.

»Xorron«, sagte die Stimme. »Xorron. Ich habe ihn gefunden. Er wird mir zur Seite stehen. Die Pest, das Grauen, ich werde meine Büchse öffnen, die Rache der Pandora hat begonnen…« Xorron und Pandora!

Verdammt, ich hatte es sehr gut verstanden, und mir wurde ein wenig mulmig zumute, als ich daran dachte. Was hatte Xorron mit dieser seltsamen Frau zu schaffen? Sie hatte ihn gefunden. Dann mußte sie ihn gesucht haben. Aus welchem Grund?

Pandora allein war schrecklich genug. Mit Xorron zusammen jedoch würde sie eine Gefahr bilden, der man kaum etwas entgegensetzen konnte. Aus diesem Grund mußte ich etwas tun. Jetzt und hier!

Seit ich die Geheimnisse meines Kreuzes zum größten Teil kannte, hatte ich noch mehr Vertrauen in diese magische Waffe. Vorhin hatte ich das Gesicht berühren wollen, aber gezögert.

Jetzt nicht mehr. Nur nahm ich nicht allein meine Hand, sondern verließ mich auf das Kreuz. Ich streifte die Kette über den Kopf, nahm das Kreuz zwischen die Finger und näherte die Hand vorsichtig dem Gesicht der Leiche.

Verzerrten sich die Züge der Pandora? Ich glaubte es und hatte im nächsten Moment Kontakt. Das Kreuz berührte das Gesicht. Jedoch das eines Toten!

Das andere Gesicht war nicht mehr zu sehen. Es hatte sich innerhalb einer Sekunde aufgelöst.

Eine letzte Botschaft hatte Pandora noch für mich. Wie die Geisterstimme einer allmählich vergehenden Seele erreichte sie mich, und die Worte trafen mich hart.

»Von nun an sind wir Feinde!«

Hatte ich einen Fehler begangen?

Ich stand wie zu Stein erstarrt und dachte über die vergangenen Ereignisse nach. Nein, eigentlich nicht. Wir wären auch so Feinde geworden, aber ich hatte zu früh die Entscheidung gewollt, weil mir ein Bündnis zwischen Pandora und Xorron einfach zu schrecklich erschien. Ich nahm die Hand zurück.

Das Metall hatte sich nicht erwärmt. Demnach war das Kreuz nicht aktiv geworden. Pandora schien es nichts auszumachen. Sie stand mit den höllischen Kräften nicht in direkter Verbindung. Gegen sie, die

aus der griechischen Mythologie stammte, hatte der Prophet Hesekiel das Kreuz nicht geschaffen.

Das war ein Tiefschlag für mich. Am Sarg dieses toten Mönches wurde mir bestätigt, daß ich wirklich kein großer Held war und auch niemals sein würde. Für mich war es nicht einfach, mit diesem Wissen fertig zu werden. Ich durfte auch nicht in Depressionen verfallen, der Kampf ging weiter. Über den Vorgang wollte ich Pater Ignatius und auch den Abt des Klosters unterrichten. Der hohe Würdenträger hatte nicht einmal nach dem Grund meines Besuches gefragt, doch das sollte sich schnell ändern. Ich drehte meinen Körper und war dabei, mich abzuwenden, als mir etwas auffiel.

Ein beißender, nach Pest und Schwefel stinkender Geruch breitete sich aus, und dieser Gestank hatte seine Ursache in der Leiche.

Sie veränderte sich auf schreckliche Art und Weise. Wobei Pandora mir demonstrierte, zu welch grauenvollen Handlungen sie fähig war…

***

Der Bus war so leer, daß Suko sich seinen Platz aussuchen konnte und allein in einer Bankreihe sitzen konnte. Er zahlte und setzte sich drei Reihen hinter dem Fahrer ans Fenster. Ein paar Reisende musterten ihn verstohlen, wahrscheinlich deshalb, weil er ein Chinese war.

Aber das störte ihn nicht. An solche Blicke hatte sich der Inspektor längst gewöhnt. Viel stärker beschäftigten sich seine Gedanken mit dem Fall und damit, ob sie wohl richtig gehandelt hatten.

Sicher konnte er da nie sein, aber erst die Zukunft würde zeigen, ob er sich geirrt hatte.

Der Bus rollte auf Billings zu. Die Landschaft konnte man als lieblich hügeliges Gelände bezeichnen, das weiter vorn zu kleinen Bergen hochstieg, deren Hänge einen dichten Wuchs zeigten. Normalerweise hätte auf den Bäumen eine helle Schneeschicht liegen müssen, das jedoch war nicht der Fall. In ihrer grünen Naturfarbe grüßten die Bäume hernieder. Der Wind bewegte ihre Kronen, und das erinnerte Suko an die Wellen einer Brandung.

Der Bus fuhr ein wenig langsamer, weil er einen Berg überwinden mußte. Hinter Suko unterhielten sich zwei Frauen in einem Dialekt, aus dem der Chinese nicht schlau wurde. Da er Platz hatte, streckte er die Beine seitlich weg und beobachtete die rechte, freie Straßenseite. Überholt worden waren sie bisher nicht. Nach Billings verirrte sich wohl kaum jemand, und Suko war gespannt darauf, wie man ihn, den Fremden, wohl aufnehmen würde. Als sie die Hügelkuppe erreicht hatten, führte die Straße bergab. Eine letzte Haltestelle tauchte auf, und der Fahrer erkundigte sich über Lautsprecher und Mikrofon, ob jemand aussteigen wollte.

Es meldete sich niemand. Wer sollte schon in dieser einsamen Gegend, wo es weder Häuser noch Höfe gab, den Bus verlassen wollen? Die nächste Station war Billings.

Suko schaute zu den Bergen hoch. Sie durchfuhren ein ziemlich breites Tal. Aus diesem Grund waren die Berge gut zu überblicken. Dort oben irgendwo trieb sich jetzt bestimmt John Sinclair herum. Der Inspektor drückte seinem Freund beide Daumen. Hoffentlich hatte er Erfolg bei seinen Nachforschungen im Kloster. Irgendwie wurde er das Gefühl nicht los, daß beide Fälle zusammenhingen. Man mußte abwarten.

Aus der Gegenrichtung fuhr ein Wagen herbei. Ein schwarzer Pkw. Suko erkannte einen Leichenwagen. Ein schlechtes Omen, hätten abergläubische Menschen gesagt. Als sich der Inspektor umdrehte, da bemerkte er, daß sich die beiden Frauen hinter ihm hastig bekreuzigten.

Eine große Kurve mußte der Bus nehmen. Als sie den Scheitelpunkt erreicht hatten und Suko an dem Fahrer vorbeischaute, da erkannte er bereits den Ort Billings. Die Häuser standen dicht beieinander, so jedenfalls sah es aus. Manche hatten rote Dächer.

Um das Dorf herum waren zahlreiche Felder angelegt worden, die allerdings brachlagen. Der Winter ohne Schnee war trostlos.

Die ersten Gehöfte erschienen. Aus einem Feldweg fuhr ein Landwirt. Er saß auf seinem Trecker und stoppte nicht, obwohl er den Bus sehen mußte.

Der Fahrer hupte. Das Echo dröhnte laut über die Straße, und im Nu ballte sich die Gefahr zusammen. Suko hielt sich fest und hörte den Busfahrer gleichzeitig lästerlich fluchen, während der Trecker einfach auf die Straße gelenkt wurde und seine Reifen eine breite braune Schicht aus Dreck auf dem Asphalt hinterließen.

Hart mußte der Fahrer in die Bremse steigen, denn es blieb ihm überhaupt nichts anderes übrig. Suko hatte die Szene vorausgeahnt und sich dementsprechend verhalten, die anderen Fahrgäste nicht. Es begann mit einem Zischen der Druckluft. Dann wurde das Fahrzeug durchgebeutelt, die ersten Schreie klangen auf, irgend etwas polterte. Suko fiel nach vorn und im nächsten Augenblick wieder nach hinten, wobei er sich trotz seines Festklammerns den Kopf stieß.

Fast wäre der schwere Bus mit dem Heck ausgebrochen. Der Fahrer jedoch war gut. Er schaffte das schier Unmögliche und brachte sein Fahrzeug dicht neben dem Trecker zum Stehen.

Kaum hatte der Bus angehalten, als Suko aufsprang und sich umdrehte.

Keiner der restlichen Fahrgäste saß mehr normal auf seinem Platz.

Die beiden Frauen hinter ihm hatte es in den Gang geschleudert, wo sie lagen und vor Schmerzen stöhnten. Ein Mann zog sich an der

Rückenlehne hoch und schimpfte wie ein Rohrspatz.

Den beiden Frauen schien nichts passiert zu sein. Sie setzten sich wieder hin. Zudem waren beide ziemlich korpulent, und ihr Speck hatte Schlimmeres verhütet.

Suko blieb stehen. So hatte er einen besseren Überblick, überlegte es sich aber im nächsten Augenblick anders und folgte dem Fahrer, der mit einem Satz nach draußen sprang. Der Kopf des Mannes war rot angelaufen vor Wut. Das war verständlich. Neben dem Traktor blieb er stehen und schimpfte auf den Fahrer ein, der sich jedoch nicht rührte und starr wie ein Denkmal sitzenblieb. Er hatte nur ein wenig den Kopf gedreht.

Suko verließ ebenfalls den Bus. Die Augenbrauen des Inspektors zogen sich zusammen, denn aus der Reaktion des Treckerfahrers wurde er nicht schlau. Der Mann reagierte nicht normal. Irgendwie schien er geistesabwesend zu sein, regelrecht apathisch, als würde er nicht normal leben, sondern sich in einem Traum befinden. Sein Blick war starr geradeaus gerichtet, die Lippen so fest zusammengekniffen daß sie einen Strich bildeten, und seine Hände hatte er um den Lenkradring gelegt.

»Bist du wahnsinnig geworden, du dummer Kuhbauer?« brüllte der Busfahrer. »Wenn ich nicht so aufgepaßt hätte, dann wäre es zu einer mittleren Katastrophe gekommen.«

Der Angesprochene erwiderte nichts. Er hockte auf dem Trecker und schaute ins Leere.

Suko ging ein wenig näher heran. Das Verhalten des Mannes hatte ihn sehr mißtrauisch gemacht. Er fand keine Erklärung dafür, es widersprach allen Regeln.

Um das Geschimpfe kümmerte sich der Inspektor nicht. Für ihn war nur der Treckerfahrer wichtig und besonders dessen Gesicht.

Die Haut zeigte eine bleiche Farbe. Deshalb waren die dunkelgrauen Flecken umso deutlicher zu erkennen. Sie hatten etwa die Größe von Geldstücken und waren auf den Wangen sowie der Stirn verteilt. War der Mann krank?

»Warum sagst du nichts?« Der Busfahrer hatte sich noch immer nicht beruhigt. Sein Arm schnellte vor. Die Finger griffen zu und verhakten sich im Stoff des Ärmels. Dann schüttelte er den Bauern durch, der alles mit sich machen ließ, ohne auch nur ein einziges Mal zu reagieren. Er blieb bei seiner Apathie.

Als der Fahrer zum Schlag ausholen wollte, fing Suko dessen Faust ab. »Lassen Sie«, sagte er, »es lohnt sich nicht. Außerdem befinden Sie sich im Vorteil.«

Der Fahrer war überrascht von der Kraft des vor ihm stehenden Chinesen. Er wollte sich umdrehen. Suko ließ es auch geschehen, und die beiden Männer starrten sich an.

»Okay«, sagte der Busfahrer. »Lassen Sie mich los. Ich werde mir an diesem Idioten nicht die Finger schmutzig machen. Aber so etwas ist mir noch nie passiert. Fährt der einfach auf die Straße, wo er uns doch sehen mußte.«

»Manche schlafen eben«, stellte Suko fest.

»Pennen kann er ja. Aber nicht beim Fahren.« Der Fahrer drehte sich um und stieg wieder ein.

Suko blieb noch. Im Gesicht des Bauern rührte sich nichts. Er schaute stur geradeaus, dann stellte er den Motor wieder an, und durch den Trecker lief ein Zittern, das sich auf den Fahrer übertrug.

Der Inspektor ließ ihn fahren. Als Suko sich umdrehte, stand der Busfahrer in der offenen Tür. Er blickte dem Bauern wütend nach.

»Haben Sie so etwas schon erlebt?« fragte er, während sich Suko an ihm vorbeischob, um wieder einzusteigen.

»Nein.«

»Ich auch nicht. Diese Penner.«

Als Penner wollte Suko den Bauern nicht bezeichnen. Der hatte nicht geschlafen, und wahrscheinlich trug er nicht einmal die Schuld für sein Verhalten. Nein, da spielten andere Dinge eine Rolle. Dieser Dr. McGovern hatte nicht umsonst Alarm geschlagen. Der Bauer mußte zu den kranken Bewohnern von Billings gehören. Es war nicht mehr weit zu fahren. Da der Trecker auch auf das Dorf zurollte, wurde er vom Bus überholt. Der Fahrer drohte dem Mann noch mit der Faust, dann rauschte er vorbei.

Suko war der einzige, der in Billings ausstieg. »Wenn Sie den Kerl noch mal sehen, Mister, dann grüßen Sie ihn von mir«, sagte der Fahrer zum Abschied.

»Ich werde mich daran erinnern.«

»Viel Spaß noch.«

»Ebenfalls.« Suko blieb an der Haltestelle stehen. Er bekam als Andenken noch eine Auspuffwolke mit, dann rollte der große Überlandbus davon.

Der Chinese schien in ein komisches Nest geraten zu sein, denn die Menschen, die er sah, machten einen apathischen Eindruck. Ob Männer, Frauen oder Kinder, es gab da keinen Unterschied.

Zwar schien jeder seiner gewohnten Tätigkeit nachzugehen, doch die Bewegungen hatten sich verlangsamt. Suko schien es, als würde ein jeder eine gewaltige Last auf seinem Rücken tragen, die schwer drückte. Hinzu kamen die Gesichter der Menschen. Sie hatten sehr große Ähnlichkeit mit dem Gesicht des Bauern. Auch die der Einwohner waren bleich und mit grauen Flecken versehen.

Von Suko nahm man keine Notiz. Man ließ ihn links liegen, und dem Chinesen fiel zudem noch auf, daß die Menschen kaum miteinander sprachen. Er mußte zu Dr. McGovern. Die Adresse wußte er nicht.

Weit brauchte er sicherlich nicht zu laufen, denn die Ortschaft war überschaubar. Der Chinese trat einem Jungen in den Weg. Der Knabe stoppte auch und schaute zu dem Erwachsenen hoch. Suko erschrak, denn er sah in dem Gesicht des vielleicht elfjährigen Kindes dieselben Symptome wie bei den Erwachsenen. Anmerken ließ Suko sich nichts, setzte sein bestes Lächeln auf und fragte nach Dr. McGovern.

Der Junge nickte und legte die Stirn in Falten, als müßte er erst überlegen. Schließlich hob er den Arm, deutete mit dem Daumen hinter sich und sprach dabei: »Die erste Straße rechts müssen Sie rein, Mister. Da ist dann das Haus.«

»Woran kann ich es erkennen?«

»An dem Schild.«

»Danke sehr.«

Der Junge nickte, setzte seine Mütze gerade, ließ die Hände in den Hosentaschen verschwinden und schritt davon. Kinder, die so reagierten, hatte Suko noch nie erlebt. Der Junge sah aus, als würde er gleich auf der Straße einschlafen. Das war dem Chinesen nicht geheuer. Die Ortschaft konnte man mit dem Begriff verträumt umschreiben. Suko sah alte Häuser, aus deren Schornsteinen dünne Rauchfahnen quollen. Die Gehsteige waren mit Kopfsteinpflaster versehen, ein Teil der Straßen ebenfalls. Autos gab es nicht sehr viele, so daß noch genügend Parkplätze vorhanden waren.

Suko schritt um die Ecke und gelangte in eine Gasse. Er schaute an den Hausfronten hoch und sah das Glänzen eines Messingschilds.

Da mußte der Arzt seine Praxis haben. Suko brauchte nur wenige Schritte zu gehen, als er vor dem alten, etwas schief gebauten Haus stehenblieb. Die Tür war nicht verschlossen. Ein großer Mensch mußte den Kopf einziehen, wenn er hindurchschreiten wollte, und Suko gelangte direkt in ein Wartezimmer, wo einige Stühle in einem großen Halbkreis standen. In der Mitte sah er einen runden Tisch. Auf ihm lagen Illustrierte vom vergangenen Monat Patienten sah er nicht.

Bis auf ihn war das Wartezimmer leer. Außer der Eingangstür zweigten noch zwei weitere ab, auf denen Suko Schilder entdeckte. Bevor er dazu kam, eine Tür aufzustoßen, wurde sie von innen geöffnet, und eine Frau stand auf der Schwelle. Sie erschrak, als sie den Chinesen so dicht vor sich stehen sah, und preßte ihre Hand dorthin, wo unter der Brust das Herz schlug.

»Meine Güte, haben Sie mich erschreckt!« Die Frau war etwa 40 Jahre alt und hatte dunkles Haar, das erste graue Fäden zeigte. »Was wollen Sie?« fragte sie nun.

»Ich möchte zu Dr. McGovern.«

»Mein Bruder behandelt nicht mehr. Er ist selbst krank.«

»Wie auch die anderen?« Die Frau schluckte.

»Ja.«

»Aber Sie sind es nicht?«
»Nein. Ich bin erst heute eingetroffen. Ich komme aus Manchester, heiße ebenfalls McGovern und arbeite normalerweise als Krankenschwester in einer Privatklinik. Fred rief mich um Hilfe. Was ich hier erlebt habe, widerspricht jeglicher Erfahrung.«
»Ich bin zwar kein Fachmann«, erwiderte Suko, »aber so wie Sie sehe ich es auch.«
»Was sollen wir denn tun? Woher kommen Sie, Mister…?«
Suko nannte seinen Namen und fügte auch den Beruf hinzu.
»Von der Polizei sind Sie?«
»Ja, und ich komme aus London.«
»Dann hat Sie bestimmt der Freund meines Bruders geschickt. Er ist Polizeiarzt.«
»Richtig.«
Die Frau schüttelte den Kopf und hob dabei noch die Schultern. »Ich will Ihnen ja nicht zu nahetreten, Mr. Suko, aber ich glaube nicht, daß Polizisten hier etwas erreichen können. Es ist einfach unerklärlich, widerspricht den üblichen Krankheitsbildern, doch ich habe das Gefühl, daß eine Seuche die Menschen hier befallen hat.«
»Seuche, vielleicht. Können Sie sich da konkreter ausdrücken, Miß McGovern?«
Die Krankenschwester schaute sich verschwörerisch um, ob auch nur keiner in der Nähe war, wenn sie ihre Antwort formulierte. »Wissen Sie, Mister, es kann die Pest sein!«
Mit einer ähnlichen Erklärung hatte der Chinese gerechnet. Die Pest! Ein grausames Wort. Eine Krankheit, die im ausgehenden Mittelalter Hunderttausende dahingerafft hatte. Heute hatte man die Krankheit im Griff. »Sind Sie sich da sicher?«
»Ja, Mr. Suko. Ich bin mir sicher.«
»Ich glaube nicht daran.«
»Wieso?«
Suko lächelte. »Nun ja, eine Art Pest ist es schon, aber keine normale, wenn Sie verstehen, was ich meine.«
»Nein.«
»Vielleicht erkläre ich es Ihnen später. Jetzt möchte ich erst einmal Ihren Bruder sehen.«
»Kommen Sie mit. Ich bringe Sie zu ihm. Er wollte nicht in seiner Wohnung oben liegen, sondern im Behandlungszimmer. Ich habe ihm dort sein Bett aufgebaut.« Die Frau öffnete Suko die Tür, und der Chinese betrat eine völlig normal eingerichtete Arztpraxis. Nicht übermodern, aber die Geräte, die dort standen, reichten wohl aus.
Das Bett befand sich rechts von der Tür, direkt an der Wand.
Dort lag auch der Arzt Suko schritt langsam auf ihn zu, während die Frau zurückblieb. Er hatte einen Mann erwartet, in dessen Gesicht sich

ebenfalls dunkle Flecken befanden. Zu seinem Entsetzen sah er sich getäuscht. Nicht Flecken bedeckten das Gesicht des Arztes, sondern dicke schwarze Pusteln, groß wie Fingernägel. Der Inspektor war geschockt. Er mußte sich stark beherrschen, um dies nicht zu zeigen.

Dr. McGovern lag apathisch unter dem weißen Laken. Er schaute Suko zwar an, reagierte allerdings nicht. Erst als der Chinese neben dem Bett stehenblieb, sagte er ein Wort. »Pandora!«

Über Sukos Rücken rann ein Schauer…

***

Lady X stand wie festgewachsen auf der Stelle. Sie horchte ebenso wie Xorron, lauschte dem Klang der Stimme nach und wartete darauf, daß sie sich wiederholte. Das geschah auch.

»Xorron, Herr der Ghouls und Zombies. Endlich bist du gekommen. Lange genug habe ich gewartet, doch ich wußte genau, daß uns das Schicksal zusammenführen würde.«

Xorron überwand als erster seine Überraschung. »Du bist Pandora?«

»Ja.«

»Was willst du von mir?«

»Was will die Herrin schon von ihrem Diener?« antwortete Pandora mit einer Gegenfrage.

Jetzt mischte sich Lady X in den Dialog ein. »Herrin und Diener?« kreischte sie. »Daß ich nicht lache! Du, Pandora, oder wer immer du sein magst, bist nicht seine Herrin. Das bin ich! Ich ganz allein, denn ich habe die Führung der Mordliga übernommen, und Xorron gehorcht nur mir, das schwöre ich dir!«

»Blase dich nicht so auf, Lady X. Wer bist du denn schon? Ein Nichts, ein Wesen, über das ich lächle!«

»Dann zeige dich doch, damit wir es austragen können!« Die Scott geriet allmählich in Wut und ließ ihre Maschinenpistole von der Schulter gleiten, wobei sie den Würfel des Unheils in die linke Hand überwechselte. »Du kannst mich sehen. Schau genau hin!«

»Nein, du hast dich verkrochen!«

»Sieh in den Würfel!« forderte Pandora.

Lady X zuckte zusammen, denn damit hatte sie nicht gerechnet. Sollte Pandora tatsächlich den Würfel manipulieren können? Hatte er deshalb nicht reagiert? Sie traute sich kaum den Blick zu senken. Erst nach der zweiten Aufforderung tat sie es. Zunächst sah sie nur Schlieren, weißlich schimmernd. Sie bewegten sich in einer Fläche. Bisher allerdings noch ziemlich langsam, dann wurden sie schneller. Sie quirlten durcheinander, und aus ihnen formte sich ein Gesicht. Lady X erschrak.

Es war das Gesicht einer Frau. Sie lächelte, aber die ehemalige Terroristin ließ sich nicht täuschen. Dieses Lächeln war kalt und

grausam. Es stand im genauen Gegensatz zu dem Gesicht, das fast eine überirdische Schönheit ausstrahlte. Der Göttervater Zeus hatte Pandora mit allen Vorzügen einer Frau ausgestattet, und dazu gehörte es, daß sie das Gesicht eines Engels, jedoch die Seele eines Teufels hatte. Blond, fast weiß schimmerte das Haar. Ein seltsam heller Glanz schien um ihren Kopf zu liegen. Die Augen erinnerten an zwei Sterne, wobei die Farbe der Pupillen kaum zu erkennen war.

»Nun, Lady X, siehst du mich?«

»Ja, verdammt.«

»Dann weißt du auch, daß dir dein Würfel nicht mehr viel helfen kann. Ich habe ihn an mich genommen und werde mich auch seiner Kräfte bedienen, wenn es nötig sein sollte, obwohl ich sonst mit einer anderen Waffe ausgerüstet bin.«

»Mit der Büchse, nicht wahr?«

»Genau. Du bist gut informiert, Lady X. Und diese Büchse habe ich inzwischen geöffnet. Ich weiß, daß du die Mordliga an dich gerissen hast, aber ich werde dir einen Strich durch die Rechnung machen. Du hättest Xorron nicht auf deine Seite ziehen sollen, denn er gehört mir allein. Er und ich waren schon, als die Welt noch anders aussah, und deshalb wirst du zurücktreten, denn deine stärkste Waffe nützt dir nichts mehr. Der Würfel gehorcht dir nicht mehr!«

Lady X war durcheinander. Sie schaute auf Xorron, blickte danach den Würfel an, und das Spiel begann von vorn.

»Nun?« höhnte Pandora aus dem Würfel.

»Ich will dir nicht glauben!«

»Du solltest es tun. In deinem Interesse. Wenn ich dir Beweise liefern soll, bist du verloren.« Lady X überlegte. Sie blieb normalerweise ziemlich gelassen, was vielleicht mit ihrem Vampirdasein zusammenhing. Wenn es jedoch um Macht und deren Ansprüche ging, dann wurde sie sauer und reagierte wütend. Macht war der wichtigste Faktor überhaupt, und den wollte sie sich nicht aus den Händen reißen lassen. Auch nicht von Pandora!

»Der Würfel gehört mir«, erklärte Lady X mit zischender Stimme. »Ich werde ihn nicht hergeben!«

Pandora lachte. »Was weißt du denn? Du hast ihn übernommen, in Verwahrung gehalten, doch seine wahren Besitzer sind ganz andere.«

»Wer? Du?«

»Unter anderem.«

Lady X schüttelte den Kopf. Dann übermannte sie die Wut, und sie schleuderte den Würfel zu Boden. »Er taugt nichts mehr!« schrie sie. »Du kannst ihn haben!«

Demonstrativ ging sie einen Schritt zurück, um zu beweisen, daß ihr nichts mehr an dem Würfel lag.

Das allerdings war ein Irrtum. Ihr lag sehr wohl an dieser

gefährlichen Waffe, denn der Würfel galt für sie als die Basis der Macht. Ihn konnte sie manipulieren, durch ihn zwang sie andere Gegner in die Knie, und wenn sie jetzt aufgab, dann nur zum Schein. Sie dachte nicht wirklich daran, sich zurückzuziehen. Niemals!

»Nimm ihn auf!« befahl Pandora, und dieser Befehl galt Xorron, dem Herrn der Ghouls und Zombies.

»Du läßt ihn liegen!« peitschte die Stimme der Scott.

Die erste Machtprobe bahnte sich an. Lady X war gespannt, wie Xorron sich entscheiden würde. Bisher hatte er ihr treu zur Seite gestanden, hatte jeden ihrer Befehle ausgeführt. Nun aber griff eine andere ein, jemand, der ebenfalls mit Xorron zu tun gehabt hatte - und dies weit vor ihrer Zeit.

Konnte Xorron sich noch erinnern?

Langsam, sehr langsam drehte er sich um. Er schaute auf den Würfel, der von einem schräg im Boden steckenden Stein aufgehalten worden war. Dann wechselte sein Blick, und er sah Lady X voll ins Gesicht.

»Komm her, Xorron!« flüsterte die Vampirin.

Die Spannung hatte sich verdichtet. Fast greifbar stand sie zwischen ihnen. Zu Fäusten hatte die Scott ihre Hände geballt.

Die Augen funkelten, in den Pupillen stand der Wille zu lesen, jetzt erst recht nicht aufzugeben, sondern es bis zum Ende durchzufechten.

Nur einen Sieger konnte es geben. Und der wollte Lady X sein.

Xorron bewegte sein rechtes Bein. Durch seinen Körper ging ein gewaltiger Ruck. Gleichzeitig schüttelte der Unhold den Kopf, als er Lady X anschaute, und da wußte die Untote, daß ihr Helfer sich gegen sie entschieden hatte. Im nächsten Augenblick erhielt sie den Beweis, denn Xorron bückte sich, öffnete seine Hände, so daß aus ihnen Greifwerkzeuge wurden, und er faßte nach dem Würfel. Mit einer Hand hob er ihn hoch.

Lady X schüttelte sich. Es war die Enttäuschung, die durch ihren Körper rann, denn für sie brach in diesen Augenblicken eine Welt zusammen. Xorron hatte sich von ihr gelöst und sich auf die Seite der Pandora gestellt. Es war etwas eingetreten, das sie nie für möglich gehalten hatte, denn nach Dr. Tods Vernichtung hatte Xorron ihr immer treu zur Seite gestanden. Und nun dies!

Was verband ihn mit Pandora? Weshalb gehorchte er ihr und nicht der Führerin der Mordliga? Das Gesicht der Untoten verzerrte sich. Angst, Haß und Staunen waren auf ihren Zügen zu lesen. Aus brennenden Augen schaute sie zu, wie sich Xorron erhob und den Würfel in einer Hand hielt. Auf seinen Flächen erschien das Gesicht von Pandora. Sie hatte von dem Würfel Besitz ergriffen. Wo der Betrachter auch stand, er konnte sie immer sehen, und Xorron hatte eine neue Herrin.

Das Lachen von Pandora ging Lady X unter die Haut. Sie schüttelte

sich, denn sie erlebte, daß sie als Vampirin fertiggemacht wurde. Von einem anderen Dämon, von einer sagenhaften Gestalt, die es eigentlich nicht geben durfte.

»Du siehst, er gehorcht mir«, erklärte Pandora mit ruhiger Stimme. »Du bist ein Nichts, ein Dämon der neuen Zeit vielleicht. Dabei hast du nur vergessen, daß die Dämonen der alten Zeit wesentlich mächtiger gewesen sind. Heute kommt ihr gegen die Magie von damals nicht an. Du hättest an meiner Seite kämpfen sollen, aber das ist dir nicht eingefallen und wird dir wohl auch nicht in den Sinn kommen. Deshalb sehe ich dich als eine Feindin an und werde dementsprechend handeln. Seine erste Prüfung hat Xorron bestanden, die zweite, die wesentlich stärkere, steht ihm noch bevor. - Xorron!«

Die Stimme hatte sich gesteigert, und das Monster senkte seinen Blick. »Wirst du mir gehorchen?«

»Ja, Herrin!«

Als er die Antwort gab, glaubte Lady X, mit einem glühenden Messer geteilt zu werden.

Sie bleckte ihre Vampirzähne. Die Hände verkrampften sich um den Waffenstahl, aber sie wußte genau, daß eine Salve aus der MPi nur Munitionsverschwendung gewesen wäre, denn Xorron widerstand den geweihten Kugeln.

»Wenn du alles für mich tun willst, dann führe auch meinen nächsten Befehl aus.«

»Sag ihn mir!«

»Töte Lady X!«

***

Aus dem offenen Sarg stieg der Rauch. Dieser widerliche, beißende, nach Pest und Schwefel stinkende Gestank, der sich zu Wolken verdichtete und mir entgegenwehte. Ich konnte nicht erkennen, was mit dem Toten geschah. Ich wollte es jedoch sehen, holte ein Taschentuch hervor und preßte es mir gegen den Mund, so daß ich einen gewissen Filter hatte, der den gröbsten Gestank abhielt. Es war eine kurze Distanz, die ich zu überwinden hatte. Ich blieb dicht neben dem offenen Sarg stehen und wedelte mit einer Hand den Rauch durcheinander, um eine bessere Sicht zu haben.

Mich traf fast der Schlag.

Vergessen war der eklige Gestank, ich schaute nur auf den Toten, der dabei war, sich auf eine schreckliche Art und Weise zu verändern.

Der Rauch stieg aus seinem Körper, und die Haut änderte ihre Farbe. Sie schrumpfte zusammen, nahm einen grauen Ton an, der schließlich pechschwarz wurde. Es erinnerte mich an eine verkohlte Leiche, und das Schaurige daran waren die Augen, deren Pupillen seltsam hell schimmerten und mir vorkamen, als wären sie ein Stück aus den

Höhlen geschoben worden.
Der Tote schrumpfte. Ich konnte zusehen, wie er immer kleiner wurde, denn die Haut verlor wohl Feuchtigkeit und spannte sich schließlich nur noch wie ein dünnes Blatt über die Knochen.
Ein scheußlicher Anblick, der mir hart auf den Magen schlug, so daß ich mich schütteln mußte. Zum ersten Mal bekam ich die Magie von Pandora direkt zu spüren, denn sie ließ vor meinen Augen einen Vorgang abrollen, der mit Worten kaum zu beschreiben war, da er so scheußlich war.
Ich stand inmitten der Pestwolken, die träge durch den Kerzenschein zogen und allmählich in Richtung Ausgang wanderten.
Noch etwas Schauriges wurde mir präsentiert. Obwohl der Tote kein Zombie war, bewegte er sich. Es lag wohl am Austrocknen des Körpers, daß sich die Muskeln so scharf spannten und sogar die Finger der Leiche streckten, sie gleichzeitig bogen, so daß aus seiner linken Hand eine Klaue wurde, die sich ein wenig aufgerichtet hatte und anklagend auf mich wies. Ich wankte zurück.
Bisher hatte ich so gut, wie es eben möglich war, die Luft angehalten. Nun machte sich der Mangel an Sauerstoff bemerkbar. Ich mußte atmen und tat dies sehr flach, wobei ich weiterhin das Taschentuch vor meine Nase hielt. Mehr torkelnd als gehend bewegte ich mich auf den Ausgang zu, streckte die Arme aus, erreichte die Tür und zog sie auf. Ich wankte über die Schwelle nach draußen. Mein rechter Arm fiel nach unten, und ich saugte die kalte Luft eines trüben Tags in meine malträtierten Lungen. Einige Male atmete ich tief durch, schüttelte den Kopf, beugte ihn dabei nieder, und ich dachte mit Schrecken daran, daß es mich unter Umständen auch erwischt haben könnte. Ich war dem Toten sehr nahe gewesen. Der jetzt aus der offenen Tür quellende Qualm oder Rauch hatte mich umwölkt, sich in meiner Kleidung festgesetzt und auch auf die Haut gelegt.
War ich angesteckt worden?
Dieser Gedanke bereitete mir Angst. Ich schüttelte mich und ging einige Schritte zur Seite, damit ich weg von den aus der Tür quellenden Rauchwolken kam. Der Wind stand so günstig, daß er die Schwaden nicht in meine Richtung trieb, sondern in die, wo der Friedhof lag. Wie ein dicker Nebel zogen sie davon.
Ein paarmal mußte ich noch tief durchhusten. Mein Magen rebellierte. Er schien sich allmählich dem Kinn zu nähern. Ich keuchte weiter, spie einen bitter schmeckenden Schleim aus und erholte mich nur sehr langsam. Erst jetzt fiel mir auf, daß der Gesang der Mönche verstummt war. Eine seltsame Stille lag über dem Kloster. Ich hörte nur meinen eigenen Atem sowie hin und wieder das Säuseln des Windes, wenn er um die Ecken der Gebäude fuhr oder sich in irgendeinem löchrigen Mauerwerk fing. Noch einmal mußte ich

husten. Dabei wartete ich auf die Mönche, denn die Totenmesse war sicherlich beendet. Die Männer kamen nicht.

Es wunderte mich, ich dachte mir allerdings nichts dabei, denn es konnte sein, daß sie noch ein gemeinsames stilles Gebet abhielten.

Mein Blick wanderte wieder in die andere Richtung. Ich schaute der allmählich entschwindenden Wolke nach, die sich wie ein Schatten auf den Friedhof zubewegte. Hoffentlich kehrte sie nicht mehr zurück und ließ uns in Ruhe. Da die unmittelbare Gefahr vorbei war, schritt ich wieder auf die Leichenhalle zu und betrat sie. Zwei Kerzen waren verloschen. Die beiden, die in Kopfnähe des Toten standen. In der Halle war es dunkler geworden, die Schatten dafür größer und nicht mehr so scharf konturiert. Ich nahm mir trotz der Scheußlichkeit des Anblicks die Zeit, die Leiche genauer anzuschauen.

Sie war tatsächlich geschrumpft. Da ich keine genauen Maße kannte, konnte ich nur schätzen, und zwar glaubte ich, daß sie um die Länge einer Hand kleiner geworden war. Mein Arm zuckte vor. Ich war drauf und dran, den Toten anzufassen, scheute jedoch davor zurück und ließ den Toten liegen.

Die Kutte war nicht zerstört worden. Sie wirkte jetzt nur größer, weil der Leichnam zusammengeschrumpft war. Was sollte ich den anderen sagen?

Darüber dachte ich scharf nach, am Sarg des Toten stehend, aber ich gelangte zu keinem Resultat Ich mußte einfach mit der Wahrheit herausrücken und hoffte auf das Verständnis der Mönche, die schließlich nicht zum ersten Mal mit den Praktiken Schwarzer Magie konfrontiert wurden. Ziemlich bedrückt verließ ich die Leichenhalle wieder. Meine Gedanken drehten sich auch um Suko. Wo mochte er jetzt stecken? Bestimmt längst in Billings, um mit dem Arzt zu reden. Man hatte mir von einer seltsamen Krankheit berichtet, die den Landarzt befallen hatte. Auch das Gesicht der Leiche war schwarz geworden. Pandora mischte mit. Ich war ihr Feind, dies alles hatte sie mir deutlich genug zu verstehen gegeben, und ich glaubte, daß Pandora an zwei Orten gleichzeitig mitmischte. Hier im Kloster und in Billings!

Was war der Grund? Darüber grübelte ich nach, fand jedoch keine Erklärung dafür, es sei denn, ihr Eingreifen hing mit meinem Auftauchen zusammen. Noch immer befanden sich die Mönche in der kleinen Kapelle. Das wurde mir langsam unheimlich. Auch wenn ich vielleicht ihr Gebet störte, ich wollte nachschauen. Quer über den Klosterhof mußte ich schreiten, um mein Ziel zu erreichen.

Vor der Tür verließ mich ein Teil meines Mutes. Ich traute mich nicht so recht, die Kapelle zu betreten, lauschte sicherheitshalber, wobei ich mein Ohr gegen das Holz preßte, aber aus dem Innern der Kapelle war nichts zu hören. Es blieb still.

Nein, da stimmte etwas nicht. Mein Herz klopfte schneller. Aufregung hielt mich gepackt, und ich rechnete mit dem Schlimmsten, als ich meine Hand auf den gußeisernen Griff der Tür legte, ihn nach unten drückte und die Tür langsam aufstieß.

Bei alten Kapellen kommt es oft vor, daß eine Tür quietscht. Das war hier nicht der Fall. Diese glitt nahezu lautlos nach innen und schlug auch nicht gegen die Wand, denn sie stoppte kurz zuvor.

Dicht vor der Schwelle stehend hatte ich einen ausgezeichneten Blick in das Innere der Kapelle. Kerzen verbreiteten Licht. Sie waren am Altar und an den Wänden aufgebaut. Sie schufen Helligkeit, allerdings auch Schatten, und diese Schatten konzentrierten sich auf die beiden Bankreihen im Schiff der kleinen Kapelle. Dort saßen die Mönche. Im ersten Augenblick kam es mir so vor.

Nein, die Mönche saßen nicht mehr. Sie waren zusammengesunken, übereinandergefallen oder lagen wie tot auf dem Boden.

Pandora hatte auch hier zugeschlagen! Ich konnte es kaum glauben. Es war unwahrscheinlich, aber eine Tatsache. Beim Nähergehen erkannte ich das gesamte Ausmaß des Schreckens. Die Mönche waren so gefallen, wie sie gesessen hatten. Nach rechts, links, vorn und hinten. Sie lagen kreuz und quer.

Selbst die Christenstätte hielt dieses Monster nicht zurück. Welch eine Macht mußte es besitzen! Mir lief es kalt den Rücken hinab, als ich daran dachte, und mir kam ein grauenhafter Verdacht. Langsam schritt ich näher. Die Mönche bewegten sich nicht. Sie lagen steif und starr, als wären sie tot.

Sollte Pandora hier einen Massenmord auf ihr Gewissen - falls sie überhaupt eines hatte - geladen haben? Ich mußte mich davon überzeugen, blieb in dem Gang an den beiden hinteren Bankreihen stehen und beugte mich nach links.

Dort lag eine Gestalt auf der Seite. Sie war so gefallen, daß ihr ausgestreckter Arm in den Gang hineinragte und die Hand zu einer Klaue gekrümmt war.

Ich zitterte inner-und äußerlich, als ich mich über den Mann beugte, denn ich hatte ihn erkannt. Es war Pater Ignatius! Ein toter Mönch?

Meine Kehle war trocken geworden. In meinen Augen brannte es, als ich nach der Hand faßte. Kalt fühlte sie sich an.

Tief saugte ich den Atem ein. Die Sekunden zählte ich zu den schrecklichsten in meinem Leben. Fast fürchtete ich mich davor, den Arm anzuheben, doch es gab keine andere Alternative, wenn ich endgültige Gewißheit haben wollte. So hob ich ihn hoch, ließ ihn los, und der Arm schlug wieder nach unten. Wie bei einem toten Gegenstand. Keine Reaktion.

Meine Hände tasteten sich weiter vor, wühlten im Stoff der Kutte. Ich drehte den Pater auf den Rücken und schaute in sein Gesicht.

Selbst bei diesen schlechten Lichtverhältnissen war zu erkennen, daß es sich auf eine erschreckende Art und Weise verändert hatte. Die Haut war bleich geworden, dazu sah sie sehr dünn aus. Die Augen hielt der Pater geöffnet. Der Blick richtete sich starr gegen die Decke der kleinen Kirche. Lag vor mir ein Toter?

Noch war ich nicht sicher, und ich suchte die Stelle, wo ich den Herzschlag fühlen konnte.

Es war nicht so einfach, denn der Kuttenstoff störte ein wenig. Ich mußte ein paarmal nachtasten, dann hatte ich mein Ziel gefunden und ließ meine Hand leicht dort liegen. Ich konzentrierte mich auf den Herzschlag. Ja, er war zu spüren.

Schwach, sehr schwach. Dennoch, vor mir lag kein Toter. Mein Freund lebte.

Mir fiel eine schwere Last vom Herzen, und das Aufatmen glich schon mehr einem Stöhnen.

Ich richtete mich wieder auf. Pater Ignatius lebte. Die anderen vielleicht auch?

Ich wollte es herausfinden, ging zu dem nächsten und tastete dort nach dem Herzschlag.

Auch hier fühlte ich das schwache Schlagen und war einigermaßen beruhigt. Die Magie der Pandora hatte die Menschen nicht getötet, sondern nur außer Gefecht gesetzt, und ich hoffte stark, daß sie nicht von demselben dämonischen Bazillus infiziert worden waren wie der Leichnam im Sarg. Nur - welch einen Grund hatte Pandora gehabt, so zu handeln? Weshalb hatte sie mich verschont, oder war ich letzten Endes doch durch meine magischen Waffen so geschützt, daß sie sich bei mir etwas anderes einfallen lassen mußte? Durchaus möglich, und ich war gespannt, wie sich der Fall noch entwickelte.

In der Kapelle wollte ich nicht bleiben. Hier war alles entschieden. Pandora hatte die Menschen außer Gefecht gesetzt, die mir hätten zur Seite stehen können. Sicherlich wollte sie mich allein.

All right, das konnte sie haben.

Ich straffte mich innerlich. Die letzten Sekunden hatten mich wieder aufgemöbelt. Ich wußte nun, daß die Menschen nicht gestorben waren, und dies gab mir wieder Mut. Der Weg zur Tür war nicht weit. Zudem stand sie offen. Ich drängte mich durch den Spalt, schaute nach vorn auf den Klosterplatz und wurde mit der zweiten Überraschung konfrontiert.

Ich war nicht allein innerhalb des Klosters. Jemand wartete auf mich. Weder Pandora noch ein ähnlicher Dämon, sondern ein völlig anderes Untier.

Ein riesiger pechschwarzer Vogel.

Ein Todesadler!

***

Xorron sollte Lady X, seine bisherige Herrin, töten! So lautete der Befehl, und die Scott hatte sich nicht verhört. Sie hätte an Pandoras Stelle nicht anders gehandelt, und irgendwie brachte sie sogar Verständnis für die Dämonin auf. Und doch hatte es sie hart getroffen. Es war immer etwas anderes, ob man selbst den Befehl gab oder der Feind. Und Lady X war klar, daß Xorron sich diesem Befehl nicht widersetzen würde. Er konnte nicht anders. Es lag in seiner dämonischen Natur.

Lady X wußte ferner, daß sie ihm nicht gewachsen war. Wenn Xorron sie einmal hatte, würde er sie zerreißen und ihrem vampirischen Dasein ein Ende bereiten. Xorron bewegte sich gedankenschnell und geschmeidig. Er stürzte jedoch nicht auf Lady X zu, sondern sprang in die Höhe, hängte sich mit beiden Händen an einen starken Ast und brach ihn ab.

Er fiel zu Boden wie ein Turner, bei dem die Reckstange gebrochen war, prallte auf den schrägen Hang und verlor das Gleichgewicht, wobei er sich ein paarmal überrollte, jedoch wieder auf die Füße kam und seine Gegnerin angriff. Er war um keinen Deut langsamer als bei seinem ersten Sprung, und den Ast hielt er wie eine Lanze, denn er wollte ihn durch die Körpermitte der Untoten rammen. Die Scott feuerte.

Eine kurze Garbe nur. Dabei ärgerte sie sich, daß sie Kugeln verschwendete, aber sie wollte Xorron kurz stoppen. Aufhalten konnte sie ihn nicht.

Die Kugeln prallten von ihm ab. Der Ast aber hatte den Einschlägen der Geschosse nichts entgegenzusetzen, und diese für Lady X so gefährliche Waffe zersplitterte. Plötzlich hielt Xorron nur noch Fragmente in seinen Fäusten, während er für einen kurzen Augenblick der Überraschung sein rasantes Vorwärtsstürmen unterbrach. Diese Spanne reichte der Vampirin. Sie hatte schon zuvor sprungbereit gestanden, stieß sich nun ab und hechtete nach rechts, wo dichtes Unterholz vom Boden her hochwuchs. Mit ihrem gesamten Gewicht flog Lady X im hohen Bogen hinein, brach sperrige Zweige und kleinere Äste, wobei sich einige noch in ihrer Kleidung verhakten. Der Mantel erwies sich für sie als ein Störfaktor. Während sie sich drehte, gelang es ihr, sich des Kleidungsstücks mit schlangengleichen Bewegungen zu entledigen. Die MPi hatte sie dabei aus der Hand legen müssen, und so rasch es ging, riß sie die Waffe wieder an sich. Jetzt weiter.

Vor ihr lag ein Hang. Lady X hatte ihn von der kleinen Lichtung aus schon gesehen. Er war ihr eigentlich steiler vorgekommen. Doch sie erkannte nun, daß sie sich getäuscht hatte. Sie wußte, daß sie sehr schnell sein mußte. Sie selbst hatte Xorron oft genug kämpfen sehen, wußte um seine Schnelligkeit und Technik. Sie mußte schon viel

Glück haben, wenn sie seinen Klauen entkommen wollte.

Dann stellte sie fest, daß der Hang doch nicht so einfach zu begehen war. Ein falscher Tritt brachte sie in Schwierigkeiten, denn Lady X knickte weg und konnte sich auch nicht mehr fangen, so daß sie das Gleichgewicht verlor. Plötzlich kam der nasse Boden rasend schnell auf sie zu. Sie schlug auf, überkugelte sich. Das Gewicht des eigenen Körpers riß sie auf der schiefen Ebene weiter, und auch sie als Vampirin verlor den Überblick und wußte nicht, wo oben oder unten war.

Zwar versperrten Büsche ihren weiteren Weg, doch sie standen nicht so fest im Boden verwurzelt, als daß sie ihren Fall hätten bremsen können.

Lady X rutschte weiter. Auf dem Bauch schlitterte sie hinab, und plötzlich erschien vor ihr ein großer grauer Schatten. Sie erkannte noch einen Felsblock, als sie auch schon hart dagegenstieß. Zuerst mit dem Kopf.

Aber Lady X war kein Mensch, sondern eine Untote. Für sie allein zählte, daß die unfreiwillige Reise ihr vorläufiges Ende gefunden hatte. Sofort drehte sie sich und kam auf die Füße, wobei sie sich mit dem Rücken gegen den Felsen lehnte. Für einen Moment blieb sie stehen und schaute den Hang hoch.

Zwei Dinge sah sie.

Ungefähr an der Stelle, wo sie sich von Xorron gelöst hatte, schwebte etwas in der Luft.

Es war ein quadratischer Gegenstand, ihre Waffe, die sie nun verloren hatte.

Der Würfel des Unheils!

Wie zum Hohn schwebte er über dem Hang, als würde er von einem dünnen Faden gehalten. Pandora spielte mit der Vampirin und machte ihr klar, daß sie auf den Würfel nicht mehr zählen konnte.

»Vorerst nicht!« knirschte Lady X. »Aber freu dich nicht zu früh, du Dreckstück. Ich hole ihn mir wieder…« Davor jedoch hatte Pandora einen Riegel namens Xorron gesetzt. Und der Unhold kam.

Er brach wie ein Berseker durch die Büsche. Was Lady X durch Geschicklichkeit erledigen wollte, das schaffte er mit Kraft. Da widerstand kein Busch, kein Unterholz. Xorron, das Monster, war durch nichts zu stoppen. Er führte die Befehle seiner Herrin bis zur letzten Konsequenz durch.

Sie hatte ihm befohlen, Lady X zu töten, und das würde er auch schaffen.

Die Scott verzog das Gesicht. Weiß schimmerten ihre spitzen Vampirzähne. Sie mußte zusehen, daß sie so schnell wie möglich von dieser Stelle verschwand, denn Xorron näherte sich unaufhörlich wie eine alles planierende Walze. Die ehemalige Terroristin huschte um

den mannshohen Felsen herum. Sie sah jetzt beschmutzt aus. Der feuchte Boden hatte auf ihrer Kleidung Dreckstreifen hinterlassen. Sie schaute noch einmal in die Tiefe.

Der Weg schien kaum näher gekommen zu sein. Sie konnte über die Wipfel einiger Nadelbäume hinwegschauen, die sich noch zwischen ihr und der Straße befanden.

Der Wald war nicht sehr weit entfernt. Sie mußte sich nur schräg nach links halten.

Und sie rannte los.

Noch schneller als beim ersten Mal, denn eine wahnwitzige Idee war in ihrem Kopf aufgezuckt. Sie sah plötzlich eine geringe Chance, Xorron zu stoppen.

Allerdings kostete das Silberkugeln, es sei denn, sie ließ sich die Zeit und wechselte das Magazin. Das mußte man sehen.

Lady X hatte das Gefühl zu fliegen, so schnell war sie. Ihre eigenen Beine konnte sie nicht stoppen, sie liefen automatisch. Die Gegend um sie herum tanzte wie verrückt, und es grenzte schon an ein kleines Wunder, daß sie bisher nicht gestolpert war.

Auch das von ihr angepeilte Ziel schien sich zu bewegen. Es tanzte auf und nieder, die Bäume hoben und senkten sich, bildeten eine schwarze Wolke, die nicht ruhig sein konnte und immer größer und drohender wurde. Der Vampirin war klargeworden, daß sie irgendwann stoppen mußte, wollte sie nicht von den sperrigen Ästen und Zweigen der Nadelbäume aufgefangen werden wie von eisernen Armen. Was tun?

Pamela Scott ließ sich fallen. Als hätte ihr jemand die Beine unter dem Körper weggerissen, so wirkte es, als sie aus vollem Lauf nach vorn hechtete.

Wieder schlug sie zu Boden. Die Eigengeschwindigkeit wirbelte sie um die Achse. Ein paarmal stieß sie sich hart den Schädel, ohne irgendwelche Schmerzen zu verspüren. Sie krümmte sich jedoch instinktiv zusammen, war froh, daß die MPi sie nicht behinderte, und sie kam sich dabei vor wie eine Kugel.

Da war der Wald.

Geschoßartig raste Lady X zwischen die ersten Bäume. Wie Peitschen schlugen Äste und Zweige gegen ihr Gesicht, rissen in die Haut, verhakten sich in ihrer Kleidung. Sie rutschte über den Boden und unter einigen Zweigen hinweg, die dicht über der Erde ein Dach bildeten.

Ausruhen konnte sich Lady X nicht. Das brauchte sie auch nicht, denn sie war kein Mensch und hatte eine Kondition, die eigentlich nie zu Ende ging.

Die Scott wälzte sich auf den Rücken. Während dieser Bewegung entfernte sie das Magazin mit den Silberkugeln und holte ein mit

normalen Geschossen gefülltes aus ihrem Gürtel.

Das legte sie ein.

Es waren routinierte Bewegungen, tausendmal geübt. Allerdings lag der Schußwinkel ein wenig ungünstig. Sie mußte ein paar Yards vorrobben, um den Rand des Waldes zu erreichen. Dort konnte sie liegenbleiben und die Waffe anlegen. Lady X beeilte sich. Sie wühlte den Boden auf. Die Knie hinterließen Spuren, ebenso wie die Ellenbogen, denn sie hatte die Maschinenpistole auf ihre vorgestreckten, angewinkelten Arme gelegt und war wenige Sekunden später schußbereit. Xorron kam.

Er walzte den Hang herunter, ließ es aber jetzt ein wenig langsamer angehen, und den Felsblock hatte er bereits passiert. Die Scott legte an.

Eine Maschinenpistole kann ziemlich weit schießen, und wer sie beherrscht, erzielt eine hohe Zielgenauigkeit. Lady X beherrschte die Waffe.

Sie zielte an Xorron vorbei, behielt dabei nur den großen Felsblock im Auge und drückte ab.

Die Salve knatterte. Ein hartes Tack-Tack ertönte. Kugel auf Kugel verließ den Lauf, und die Geschosse zogen ihre Bahn, als wären sie tödliche Insekten.

Sie hackten in den Boden, schleuderten Dreck und winterbraunes Gras in die Höhe, wobei sie mit großer Geschwindigkeit auf das eigentliche Ziel, den Felsen, zuwanderten. Ihn selbst wollte sie nicht treffen, nur den Boden davor, und sie mußte sich beeilen, denn Xorron steigerte in diesem Augenblick seine Geschwindigkeit. Lady X lag leider zu weit entfernt, so daß sie Einzelheiten nicht erkennen konnte. Sie hoffte allerdings, dicht vor dem Felsen eine Furche in den weichen Boden zu schießen, damit der schwere Block seinen Halt verlor und sich in Bewegung setzte.

Die Scott schoß weiter.

Längst war der Lauf heiß geworden, dann sah sie den Erfolg, während sie sich, noch immer schießend, langsam aufrichtete. Der Felsblock zitterte. Er schien einen Stoß bekommen zu haben und setzte sich plötzlich in Bewegung. Die ehemalige Terroristin wußte nicht, wie schwer er war. Einige Tonnen mußte er schon wiegen. Und die - einmal in Bewegung gesetzt - würden so leicht durch nichts zu stoppen sein, auch nicht durch ein Monster wie Xorron. Der Brocken rollte.

Zum Glück behielt er seine ursprüngliche Bahn bei, und nach jedem Überschlag wurde er schneller, hüpfte manchmal wie ein Ball und kam Xorron immer näher. Xorron merkte nichts, aber Lady X war klar, daß sie jetzt die Stellung wechseln mußte, und zwar verdammt schnell. Sie huschte zur Seite, blieb wieder stehen, weil ihr eingefallen

war, daß auch Xorron seine Richtung ändern konnte, um sich auf ihre Fersen zu setzen, und sie drehte sich noch einmal um.

Es war ein rascher Blick, den sie zurückwarf, wobei ihr die Nähe des Felsblocks bitter aufstieß, der in diesem Augenblick Xorron erreichte, ihn von der Größe her noch überragte und mit vollem Gewicht in dessen Rücken wuchtete. Ein wahrer Volltreffer, der Xorron von den Beinen riß. Der Felsbrocken war nicht mehr zu stoppen, schleuderte Xorron noch nach vorn und wuchtete ihn auf den Rand des Waldes zu, wobei er nicht nur den Dämon unter sich begrub, sondern auch noch ein halbes Dutzend Bäume knickte, als wären sie Streichhölzer.

Lady X sah zu, daß sie aus der unmittelbaren Gefahrenzone geriet. Sie hörte das Krachen schräg hinter sich, tauchte in den Wald ein, fand Lücken zwischen den Bäumen, schlug ein paar Haken und verließ den Wald an einer anderen Stelle wieder. Sie gönnte sich die Zeit und warf einen hastigen Blick über ihre Schulter zurück. Keine Spur von Xorron.

Dafür entdeckte sie eine Lücke zwischen den Baumwipfeln, Dort war das Monster hingeschleudert worden. Lady X glaubte nicht, daß der Stein es geschafft hatte, Xorron zu vernichten. Aber er hatte ihn erst einmal aufgehalten, und das war für sie sehr wichtig.

Jetzt hielt sie nichts. Vor ihr lag der Hang. Ein leerer Hang, der erst an der kleinen Straße endete, die nicht mehr so weit entfernt lag.

Pamela Scott, die Vampirin, rannte weiter. Und sie lachte dabei gellend auf, bevor sie die Worte schrie, die wie ein finsterer Schwur durch die klare Luft hallten.

»Ich komme wieder, Pandora! Noch hast du nicht gewonnen? Warte es nur ab…«

***

Als Suko zusammen mit der Schwester des Arztes das Krankenzimmer verließ, hatte sich seine Gesichtsfarbe verändert. Sie war um eine Spur bleicher geworden, und das hing mit dem Zustand des Mannes zusammen. Suko war geschockt gewesen. Daß sich diese unerklärliche, wahrscheinlich dämonische Krankheit so ausbreiten würde, damit hätte er nie gerechnet. Es bewies ihm aber, wie groß die Gefahr bereits war, in der die Menschen der Ortschaft schwebten. Miß McGovern schloß die Tür. Den Kopf hielt sie gesenkt.

Suko konnte erkennen, daß sie weinte. »Ich weiß mir keinen Rat mehr, Mr. Suko«, sprach sie leise und von mehrmaligem Schluchzen unterbrochen. »Tut mir leid, aber so ist es.« Der Chinese konnte die Frau nicht trösten, denn die passenden Worte fielen ihm nicht ein. Auch er wußte keine Lösung, hatte kein Patent zur Hand, das helfen konnte. Die Krankheit war wie ein unsichtbares, schleichendes Gift in das Dorf eingefallen und hatte die Menschen erfaßt.

Die weinende Frau sprach aus, woran Suko auch schon gedacht hatte. »Wahrscheinlich haben auch wir uns bereits infiziert.«

»Ich hoffe, nicht. Am besten ist es, wenn Sie abreisen«, gab der Inspektor zur Antwort.

»Nein!« Entschieden klang die Erwiderung. »Das kann ich nicht. Ich lasse die Leute nicht im Stich. Ich bin Krankenschwester. Und sollte ich den Keim tatsächlich in mir tragen, so würde ich ihn nur weiterverbreiten, wenn ich den Ort verlasse.«

Da hatte sie ein wahres Wort gesprochen, was Suko ihr auch mit einem Nicken zu verstehen gab. »Sie wollen also bleiben?«

»Ja, Mr. Suko.«

»Gut. Tun Sie mir wenigstens einen Gefallen. Halten Sie sich hier in der Praxis auf.«

»Das werde ich. Und was machen Sie?«

»Ich schaue mich im Ort einmal um.«

Miß McGovern umkrampfte ihr vom Weinen naß gewordenes Taschentuch mit beiden Händen. Sie stand wie erstarrt da. Die Angst war ihr anzusehen, und die Gefühle las Suko von ihrem Gesicht ab.

»Das können Sie doch nicht riskieren, Mr. Suko. Sie setzen Ihr Leben aufs Spiel…«

»Sie nicht?« unterbrach der Inspektor die Frau. »Ja, aber…«

»Kein Aber, Miß McGovern. Ich bin Polizist, und ich muß etwas unternehmen, verstehen Sie? Als Polizist habe ich den Auftrag, einen Fall aufzuklären, was ich in der nächsten Zeit versuchen werde. Ich muß ein Motiv herausfinden, denn es geschieht nichts ohne Motiv.«

»Was könnte es denn sein?«

»Das kann ich Ihnen jetzt nicht sagen. Es wäre reine Spekulation.«

»Bitte…«

»Nein, Miß McGovern. Vertrauen Sie mir, und bleiben Sie um Himmels willen bei Ihrem Bruder. Wir…« Beide hörten sie den Schrei. Er war aus dem Nebenraum aufgeklungen. Genau dort, wo der Arzt lag. Während der Schreck Miß McGovern auf der Stelle bannte, sprintete Suko los. Zwei große Schritte brachten ihn bis an die Tür. Er riß sie auf, schaute in das Zimmer und wurde blaß. Über dem Bett stand eine graugrüne Rauchwolke. Sie bewegte sich dort zitternd, wölkte durcheinander, quirlte, stank entsetzlich, wobei sie immer mehr Nachschub bekam, denn aus der Haut des im Bett liegenden Arztes drang weiterer Rauch.

»Was ist denn…?« Miß McGovern hatte die Worte ausgestoßen. Danach ihr Schrei.

»Neeeiiin!«

Suko drehte sich um. Es war gut, daß er so reagiert hatte, denn so konnte er die Frau noch auffangen, bevor sie zusammensackte. Suko hielt eine Ohnmächtige in den Armen. Rasch bettete er sie in einen

Sessel, bevor er wieder in das Krankenzimmer zurückging und sich dort umschaute. Es kostete den Inspektor Überwindung, nahe an die Liege des Veränderten heranzutreten. Er schaute sich den Arzt genau an. Dr. McGovern war tot.

Das stellte Suko auf den ersten Blick fest. Und die Leiche war dabei, sich zu verändern, denn eine unheimliche Kraft hatte von ihr Besitz ergriffen.

Suko schüttelte sich, als er in das Gesicht des Toten schaute. Es war schwarz, wirkte wie verbrannt, und es veränderte sich weiter. Zwar nahm die Schwärze nicht mehr zu, dafür schrumpfte sie zusammen. Der Kopf wurde kleiner. Auch die Haut hatte nicht mehr die Dicke, wie Suko sie gewöhnt war. Sie erinnerte ihn jetzt an dünnes Seidenpapier, das sich jedoch hart über die Knochen spannte. Und weiß schimmerten die Augäpfel in dem verbrannten Gesicht. Suko hatte bisher die Luft angehalten. Er konnte einfach nicht atmen, der Gestank dieser graugrünen Wolke war zu widerlich. So ging er zum Fenster, öffnete es und ließ die frische Luft in das Zimmer, die sofort die Wolken durcheinanderquirlte und sie dann auf die Öffnung zutrieb. Der Chinese verließ den Raum. Mit der Handfläche wischte er über seine feucht gewordene Stirn. Über seinen Rücken rann eine Gänsehaut. Er wurde hier mit Dingen konfrontiert, für die er im Moment keine Erklärung hatte, wobei er jedoch glaubte, daß hinter den Vorgängen der Name Pandora stand. Pandora!

Die Sagengestalt mit der Büchse. Sie konnte Unglück, Pest und Qual verbreiten. Wie das vor sich ging, das hatte sie hinlänglich bei Dr. McGovern bewiesen.

Über das Motiv dachte Suko in diesen Augenblicken nicht nach. Er hatte andere Sorgen, verließ den Raum des Schreckens und kümmerte sich um die Schwester des Toten. Sie lag weiterhin im Sessel und war im Begriff, aus ihrer Ohnmacht zu erwachen.

Auch die Erinnerung kehrte sofort zurück, denn sie schüttelte den Kopf und stieß ein gehauchtes »Mein Gott, ich begreife es nicht!« hervor.

Suko fand keine Worte des Trostes. Er wußte nicht, was er ihr sagen sollte. Diese Frau hatte ihren Bruder gepflegt und alles gegeben. Jetzt hatte sie miterleben müssen, wie er zu Tode kam. Eine schlimme Sache, bei der man ihr kaum helfen konnte.

»Es tut mir sehr leid«, sagte Suko und hob die Schultern. Eine Geste der Verzweiflung, die genau seinen Gemütszustand widerspiegelte. »Ich hoffe nur, daß Ihr Bruder das einzige Opfer bleiben wird und nicht alle Menschen aus diesem Ort das schreckliche Schicksal erleiden.«

»Glauben Sie das wirklich?« fragte die Frau leise.

»Zumindest will ich es nicht ausschließen.«

Die Frau nickte und senkte den Kopf. »Er war ein so guter Mensch«, flüsterte sie mit erstickter Stimme, »ein so guter Mensch. Er hat sich für seine Kranken wirklich aufgeopfert.«

»Das kann ich mir gut vorstellen«, erklärte der Chinese.

»Was wollen Sie jetzt tun?«

»Sie erst einmal von hier wegbringen.«

»Nein!« Entschieden klang die Antwort. »Das lasse ich nicht zu. Ich werde bleiben!«

»Aber wieso? Sie können doch nicht…«

»Doch, Mr. Suko. Mein Platz ist und bleibt hier. Ich kann den Bruder nicht allein lassen, auch wenn er nicht mehr lebt. Ich weiß nicht, ob Sie das verstehen, aber es ist nun einmal so.«

Der Inspektor hob die Schultern. »Zwingen kann ich Sie nicht, Miß McGovern. Tun Sie das, was Sie für richtig halten.«

»Und Sie?«

»Ich werde mich ein wenig umschauen.«

»Hier im Ort?«

»Ja, das wollte ich vorhin schon.«

»Das ist gefährlich.«

»Wenn ich hier warte, ist es ebenfalls kaum anders. Zudem erwarte ich noch einen Freund.«

»Auch ein Polizist?«

»Genau.«

»Na ja, wenn Sie meinen…«

Suko strich der schwergeprüften Frau noch einmal über das Haar und machte sich auf den Weg. Er verließ das Haus. Die Kälte tat gut. Er atmete ein paarmal tief durch und holte danach einen Taschenspiegel hervor, um sich sein Gesicht anzuschauen. Suko rechnete damit, daß auch er sich infiziert hatte. Genau schaute er sein Gesicht an, untersuchte jedes Stückchen Haut, doch er entdeckte keinerlei graue Flecken. Noch nicht…

Der Chinese schüttelte sich, als er den Spiegel wieder einsteckte. Er wußte, daß er nicht zum letzten Mal bei diesem Fall in ihn geschaut hatte. Dann ging er.

In Billings war es ruhig geworden. Die Stadt schien eingeschlafen zu sein.

Mochten die Orte auch noch so klein sein, Betrieb herrschte eigentlich immer. Natürlich alles im Rahmen der Gegebenheiten, aber wenn es war wie hier, konnte man die Umgebung schon mit dem Wort ungewöhnlich umschreiben.

Auch Suko war ein Mensch mit Gefühlen, und es lief ihm kalt den Rücken hinab, als er an all den Schrecken dachte, der unter Umständen noch vor ihm lag.

Langsam schritt er durch die schmale Straße. Er ging an einem

geparkten Wagen vorbei, der im Vergleich zu den alten Häusern wie ein Fremdkörper wirkte. Das Kopfsteinpflaster war unregelmäßig gelegt worden. Manche Steine standen so weit hervor, daß sie schon regelrechte Stolperfallen bildeten und man als Spaziergänger stark aufpassen mußte.

Suko stolperte nicht, obwohl er seinen Blick stramm nach vorn gerichtet hielt, denn am Ende der Gasse erschien etwas. Es waren Tiere.

Im ersten Augenblick wollte der Chinese schon vorbeischauen, dann jedoch blieb er stehen und wunderte sich. Die Tiere glichen Hunden, aber sie hatten für Hunde eine seltsame Größe und eine noch seltsamere Art und Weise, sich zu bewegen.

Suko witterte Gefahr!

Das Auftauchen der Hunde und ihr allmähliches Heranschleichen versetzten ihn in Alarmstimmung. Er schluckte ein paarmal, denn die Tiere teilten sich. Der eine Hund bewegte sich auf der fechten Straßenseite weiter, während der andere hinüber auf die linke wechselte. Für Suko stand fest, daß sie ihn wollten. Ihn allein. Und sie erinnerten nicht an normale Tiere. Die bewegten sich schneller und rannten auf ein Ziel zu, das sie einmal fixiert hatten.

Diese nicht.

Sie gingen langsam und schleichend. Dabei hatten sie sich geduckt. Da sie sich Suko ziemlich genähert hatten, konnte sie der Chinese auch besser erkennen.

Unförmige Körper und Köpfe. Kein Fell mehr, dafür Löcher und Risse innerhalb des Körpers, aus denen ein widerlicher Schleim kroch, der immer mehr Nachschub erhielt und auf dem Boden eine feuchte Spur hinterließ, wobei er den Weg nachzeichnete, den die beiden Hunde genommen hatten. Das waren veränderte Tiere. Suko bekam hier präsentiert, wie die seltsame dämonische Kraft auf sie wirkte. Würden sie angreifen?

Wahrscheinlich. Deshalb wollte der Chinese auch gewappnet sein. Seine Beretta ließ er stecken. Dafür zog er die Dämonenpeitsche, schlug einmal einen Kreis, und die Riemen fielen aus der Öffnung, wobei sie mit ihren Spitzen den Boden berührten. Da hörte er das Fauchen.

Nicht die Hunde hatten es ausgestoßen, sondern ein anderer. Das Geräusch war auch aus einer anderen Richtung aufgeklungen, und der Inspektor mußte sich scharf nach rechts drehen. Auf dem Vordach über einer Haustür hockte ein weiteres Tier.

Kein Hund, sondern eine Katze. Sie war übergroß, regelrecht verwuchert. Von dem schwarzen Fell sah Suko nicht mehr viel, denn wie bei den Hunden waren auch hier die Haut und das Fell weggeplatzt, so daß die schleimige Masse genügend Platz fand, um

aus dem Katzenkörper zu quellen. Sie verteilte sich so auf dem Dach, daß sie bis an den Rand rutschte und von dort aus nach unten tropfte.

Nur der Kopf der Katze war noch völlig normal. Die Augen schillerten gelblich, das Fauchen klang drohend. Die Katze scharrte mit ihren Vorderpfoten, und Suko richtete sich auf einen Angriff ein. Auch die Hunde wurden schneller. Doch zuvor sprang die Katze, und ihr Ziel war Suko!

***

Ein schwarzer Todesadler!

Ich konnte es kaum fassen, glaubte an eine Täuschung oder wollte daran glauben, doch es war eine Tatsache. Der Vogel hockte auf dem Hof des Klosters und starrte mich aus seinen schockgelben Augen an.

Kalt rann es meinen Rücken hinab. Diese Szene beinhaltete einen stummen Schrecken. Wir standen uns gegenüber. Was wollte er?

Fragen konnte ich ihn schlecht. Ich glaubte jedoch nicht, einen Freund vor mir zu haben.

Sekundenlang starrten wir uns nur an. Er hatte ein herrliches Gefieder. Es glänzte wie Seide. Über die Spannweite der Flügel konnte ich nichts sagen, denn er hatte seine Schwingen zusammengelegt. Sicherlich erreichte er die Größe der roten Vampire, über die Vampiro-del-mar befehligt hatte und die jetzt ausgerottet waren.

Der Kopf war im Verhältnis zum Körper klein. Die gelben Augen fielen auf sowie der lange Schnabel, der eine Krümmung nach unten zeigte und mich an ein scharfes Messer erinnerte.

Wenn er einmal zuhackte, hatte ein Mensch kaum eine Chance. Daran mußte ich denken, als wir uns anstarrten. Es gab verschiedene Möglichkeiten. Ich konnte meine Beretta ziehen und schießen, aber ich wollte nicht derjenige sein, der zuerst angriff, und der Adler hatte sich bisher auch nicht gerührt Was tun?

Mich verschanzen? In irgendeinem Haus verstecken? Natürlich, das ginge, nur hätte ich damit nichts gewonnen. Ich wäre praktisch aus dem Spiel gewesen, und das wollte ich nicht. Vielleicht aber meine Gegnerin. Möglicherweise hatte sie deshalb den Adler geschickt, um mich innerhalb der Klostermauern festzuhalten, damit sie woanders ungestört ihr Grauen verbreiten konnte. Ich dachte da an den Ort Billings. Nein, sie hatte sich verrechnet. Ich wollte und ich würde nicht im Kloster bleiben. Wenn der Adler mich daran hinderte, okay, sollte er es versuchen.

Kreuz, Beretta, die Gemme, der Dolch - ich war gut bewaffnet, und der Bumerang lag im Wagen. Zu ihm wollte ich.

Es wäre ein Fehler gewesen, schnell zu laufen, obwohl es mich wirklich in den Beinen juckte, aber ich konnte mich ausgezeichnet beherrschen und drehte mich nur ein wenig nach links, wobei ich

gleichzeitig den ersten Schritt machte. Der Adler blieb sitzen.

Mir fiel ein Stein vom Herzen. In diesen Augenblicken erinnerte er mich nicht an ein lebendes Tier, sondern an eine Figur aus Stein.

Der zweite, der dritte und vierte Schritt. Diesmal gezielt. Ich hatte den Ausgang des Klosters ins Auge gefaßt und steuerte ihn in einer direkten Linie an. Der Adler blieb hocken!

Schon atmete ich auf. Der Schweiß, der sich auf meiner Stirn gebildet hatte, trocknete allmählich. Mir ging es besser, und ich wagte es einfach. Ich ging schneller.

Noch blieb der Adler ruhig. Allerdings drehte er seinen Kopf, damit er mich im Auge behalten konnte. Damit machte er mir klar, daß ich noch nicht gewonnen hatte.

Als ich ihn passierte und wenig später in meinem Rücken wußte, hatte ich doch ein komisches Gefühl. Ein Kribbeln lief über meine Haut, das sogar den Kopf erreichte.

Vor mir wuchs das Tor in die Höhe. Eine an sich lächerliche Distanz von mir bis zum Ziel, aber jeder Schritt, den ich tat, war von einer gewissen Angst und Spannung begleitet.

Ich schaute mehr auf meine Füße als nach vorn. Der Innenhof des Klosters war nicht glatt asphaltiert, sondern rauh und uneben. Man konnte leicht stolpern, und zu einfach wollte ich es dem Adler nun doch nicht machen. Es reichte schon, wenn ich ihm meinen ungeschützten Rücken zuwandte.

Ich packte es.

Drei Schritte bis zum Tor. Die überwand ich sehr schnell, blieb stehen und drehte mich um.

Der Adler hatte seinen Standort nicht verändert. Nach wie vor hockte er bewegungslos und mit angezogenen Flügeln auf dem Boden. Er hatte nur seinen Kopf gedreht, so daß er mich jetzt anschauen konnte.

Selbst auf diese Entfernung erkannte ich die gelben Augen, die mir Unbehagen einjagten.

Automatisch ergriff ich den schweren Riegel, der von eisernen Klammern gehalten wurde, und zog ihn zurück. Das war mit Geräuschen verbunden, die überlaut durch die Stille hallten.

In meinem Mund sammelte sich der Speichel, so konzentriert war ich. Ich schluckte ihn herunter, stemmte mich noch einmal gegen den Riegel und zog ihn zurück. Durch die kleine Seitenpforte hätte ich nicht gehen können, denn sie war von innen verschlossen.

Das schwere Tor zog ich nur so weit auf, bis Platz genug war, um hindurchschlüpfen zu können.

Als ich vor dem Tor stand, atmete ich tief durch. Wieder fiel mir ein Stein vom Herzen.

Jetzt folgte das Schwerste der eigentlichen Aufgabe. Wie würde der Adler reagieren, wenn ich zurückging und den Wagen holte? Ich hatte

ihn bewußt gelockt, aber er blieb auf dem Innenhof des Klosters hocken.

Konnte ich es jetzt riskieren und das Tor so weit aufdrücken, daß ich mit dem Rover hindurchkam? Es blieb mir keine andere Möglichkeit.

Deshalb drehte ich mich wieder um, streckte die Arme aus, berührte mit beiden Händen das rauhe Holz und drückte das Tor nach innen. Kraft mußte ich schon einsetzen, denn der Boden des hölzernen Flügels schrammte über die Erde. Schließlich war es geschafft.

Noch immer hockte der Adler an derselben Stelle. Er bewegte sich auch nicht, als ich mit kleinen, dennoch zielstrebigen Schritten auf den Rover zuging. Den Schlüssel hielt ich bereits in der Hand. Ich brauchte nur aufzuschließen, einzusteigen und wegzufahren. Das war alles…

Würde der schwarze Adler es zulassen?

Als ich den Rover erreichte, fand der Schlüssel zielsicher das Schloß. Eine kurze Umdrehung; der Riegel innen schnellte in die Höhe, und die Tür war offen.

Ich zog den Wagenschlag auf.

Niemand hinderte mich daran. Der Adler blieb sitzen, und ich duckte mich, um in den Rover einzusteigen. Aufatmend ließ ich mich auf den Sitz hinter das Lenkrad fallen. Bis jetzt hatte alles wunderbar geklappt, keine Schwierigkeiten, und ich hoffte stark, daß es auch so bleiben würde.

Die nächsten Bewegungen folgten automatisch. Anlegen des Gurts, das Zünden und dabei den Blick im Innenspiegel haltend, denn in ihm konnte ich erkennen, was hinter mir ablief. Ich sah den schwarzen Adler.

Kleiner als normal. Die gelben Augen waren zwei winzige Punkte. Er hatte den Kopf in meine Richtung gedreht. Überlaut kam mir der Motor vor, als er ansprang. Ich legte den ersten Gang ein und ließ den Wagen auf dem leicht abschüssigen Gelände ausrollen.

Vor mir gähnte die Toröffnung. Sie war so breit, daß der Rover ohne Schwierigkeiten hindurchfahren konnte. Ich lauschte auf das Mahlen der Reifen, stand unter einer hohen Spannung und wußte genau, daß ich erst einen Teil geschafft hatte. Hindurch!

Ohne Schwierigkeiten ließ ich das Gelände des Klosters hinter mir zurück und mußte jetzt sehr achtgeben, denn der Weg führte erstens ziemlich steil bergab und war zudem noch sehr kurvig.

Ein letzter Blick in beide Spiegel.

Der Adler saß nicht mehr auf seinem Platz. Mir schwante Böses. Aber ich konnte jetzt nicht anhalten und schauen, denn die nächsten engen Kurven erforderten mein gesamtes Fahrvermögen.

Ich kam um die erste, nahm die zweite, und da erschien vor meinem Wagen ein Schatten. Der Adler war da!

Und mir wurde klar, daß ich einen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen hatte…

***

Auch Suko befand sich in einer gefährlichen Lage. Vor ihm die gefährlichen Hunde, schräg über ihm die Katze, die ihn bereits anvisiert hatte und sich auf dem Weg zu ihm befand. Das Tier war bestimmt um das Doppelte seiner normalen Größe gewachsen. Es hatte sein Maul weit aufgerissen. Die Zunge hing hervor, und das Fauchen erreichte Sukos Ohren. Er wirbelte zur Seite, schien von einer Sekunde zur anderen zu explodieren und schlug mit seiner Dämonenpeitsche zu, deren drei Riemen sich fest um den Körper der Katze wickelten. Ihr schreiendes Miauen klang fast menschlich, als sie die Magie der Peitsche zu spüren bekam. Sie prallte zu Boden, überschlug sich dabei, und als Suko die Peitsche löste, lag die Katze dreigeteilt vor seinen Füßen.

Die beiden Hunde jagten mit gewaltigen Sprüngen heran. Es war nicht zu erkennen, welcher Rasse sie angehörten, so sehr hatten sich ihre Körper verändert. Aufgedunsen, aufgequollen und mit Schleim bedeckt, so näherten sie sich ihrem Gegner. Der eine kam von rechts, der andere von links. Mit einem Schlag seiner Peitsche konnte Suko sie auf keinen Fall zugleich erwischen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich die Tiere einzeln vorzunehmen.

Das tat er auch. Zuerst kümmerte er sich um den linken Burschen. Doch Suko hatte die Rechnung ohne den zweiten Hund gemacht, der seine Richtung änderte und auf ihn zuwuchtete.

Da half nur ein Tritt.

Wie es manchmal in den Karatefilmen gezeigt wurde, so reagierte der Chinese.

Er sprang in die Höhe. Sein rechtes Bein schoß vor, und die Seite seines Fußes traf das Tier, als es sich noch in der Luft befand. Der Inspektor hatte hinter diesen Tritt sehr viel Kraft gelegt und sein Ziel, den Kopf des Tieres, getroffen.

Das wurde zurückgeschmettert. Suko glaubte, ein Knacken zu hören, konnte sich jedoch nicht darum kümmern, da er einen Blick auf seinen ersten Angreifer warf.

Der krümmte sich am Boden. Getroffen von der Peitsche, hauchte er sein verändertes Leben aus.

Auch er zerfiel, und sein Fell wurde dabei grau und aschig.

Schwaden krochen aus den getroffenen Stellen, die träge über die Straße wehten und sich verteilten.

Suko schüttelte sich. Es war ein grauenvolles Bild, und der zweite Hund, von Sukos Tritt erwischt, bekam nun den Rest.

Suko erwischte ihn mit der Peitsche, als sich das Tier wieder erheben

wollte.
Dieser Treffer bedeutete sein Ende.
Ein schauriger Laut entrang sich noch seiner Kehle, ein erschreckendes Winseln, dann war es vorbei.
Er starb.
Suko atmete auf, hörte in seinem Rücken den entsetzten Ruf und wirbelte herum.
Auf der Straße stand Miß McGovern. Sie hatte die Hände vor ihr Gesicht geschlagen und schüttelte den Kopf. Wahrscheinlich hatte sie den Kampf mit angesehen.
»Gehen Sie ins Haus zurück!« rief der Chinese. »Bitte…«
Sie ließ die Hände sinken, nickte und verschwand rasch. Suko blieb stehen. Er hatte drei Gegner erledigt, und er fragte sich, was als nächstes auf ihn zukommen würde. Griffen ihn dann vielleicht Menschen an?
Bei diesem Gedanken schüttelte er sich. Suko ging weiter, Die Straße wollte er hinter sich lassen, und er war jetzt noch aufmerksamer als zuvor. Überall konnten magisch veränderte Tiere lauern. Die jedoch sah er nicht. Dafür menschliche Gesichter hinter den schmalen Fenstern der Häuser. Gesichter, in denen nichts abzulesen war. Stumpf, apathisch, keinerlei Gefühle, und Suko glaubte auch, die grauen Flecke auf der Haut zu sehen. Es war schlimm. Pandora hatte voll zugeschlagen und diesen kleinen Ort unter ihre Kontrolle gebracht.
Er erreichte das Ende der schmalen Straße und blieb für einen Moment stehen.
Sollte er sich nach links wenden? Von dort war er gekommen. Das Schild eines Gasthauses stach ihm ins Auge. Es hing über der Tür eines alten Gebäudes, wurde vom Wind bewegt, und als Suko genauer hinschaute, konnte er auch die Schrift lesen.
Tommy's Hotel.
Der Inspektor wußte aus Erfahrung, daß man in solchen Dorfgasthäusern zumeist die interessantesten Informationen sammeln konnte. Deshalb entschloß er sich, dem Lokal einen Besuch abzustatten, obwohl er sicher war, dort auch Veränderte zu finden.
Sehr weit brauchte er nicht zu gehen. Die Hauptstraße ein Stück nach links, dann über einen mit Bäumen bepflanzten Marktplatz, und schon hatte er sein Ziel erreicht. Wo waren die Menschen?
Suko sah sie nicht. Er entdeckte wohl die abgestellten Fahrzeuge, aber Männer, Frauen und Kinder hielten sich in den Häusern versteckt. Die Bänke waren verwaist, niemand kauerte auf den kleinen Bruchsteinmauern in der Marktplatzmitte. Es schien, als hätten sich die Menschen deshalb verkrochen, weil sie etwas erwarteten. Suko blieb stehen.

Auch er spürte, daß eine Veränderung bevorstand. Genaues konnte er nicht sagen, aber Unheil lag in der Luft. Er hatte sich nicht geirrt!

Es begann nicht im Ort, sondern über ihm, wo dicke Wolken schwebten und den Himmel in ein graues Meer verwandelten. Innerhalb der Wolken bewegte sich etwas. Suko sah plötzlich zwei Hände, die einen seltsamen Gegenstand umklammert hielten, der ihn zuerst an eine große Tüte erinnerte. Das war es nicht, sondern ein Füllhorn. Die Büchse der Pandora!

Der Chinese war von diesem Anblick gebannt, hatte den Kopf in den Nacken gelegt und hielt seinen Blick in die Höhe gerichtet, wo das riesige Füllhorn, von zwei Händen gehalten, erschienen war. Und es wurde gekippt!

Suko wollte noch ein ›Nein, nicht!‹ schreien, die Worte blieben aber in seiner Kehle stecken, denn Pandora hatte ihr Füllhorn geöffnet und schickte das Grauen auf die Erde. Lautlos segelten sie nach unten. Schreckliche Gestalten. Skelette und Monster, dazu Dampf und Qualm. Sie fielen wie Fallschirmspringer vom Himmel, eingehüllt in eine dicke gelbgrüne Wolke, die wahrscheinlich auch Pandora verbarg.

Die Büchse war geöffnet. Der alte Fluch des Göttervaters Zeus sollte sich auch in der modernen Zeit erfüllen und über die Menschheit herfallen.

Pandoras tödliche Botschaft hatte ihr Ziel erreicht…

ENDE des ersten Teils